H. misc.
352
9/3

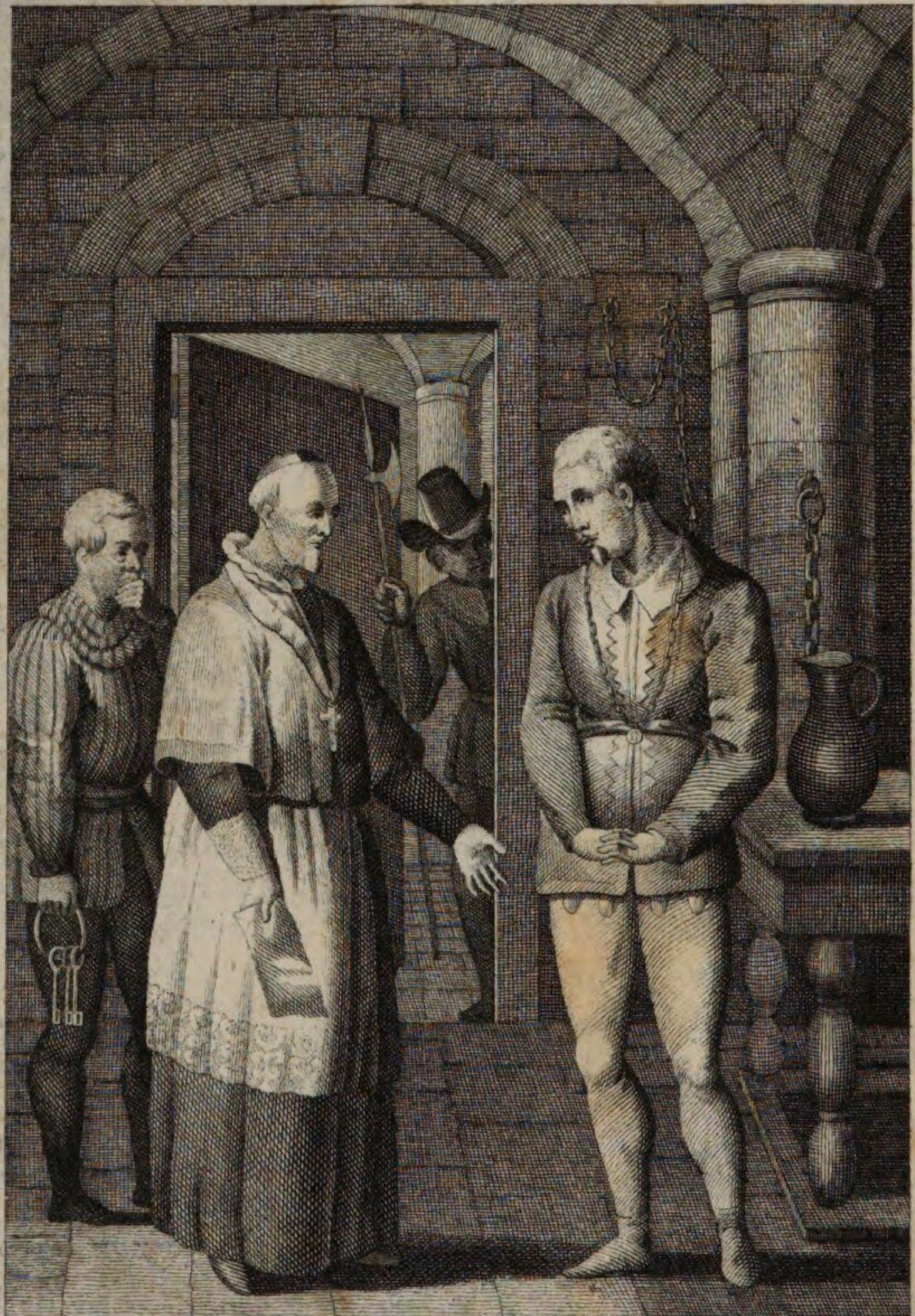
misc.
352 g/f (3

Vorzeit

<36601486190010

<36601486190010

Bayer. Staatsbibliothek



In Stein gravirt von L. Zertahelly, München.

Das ist fürwahr ein strenges Urtheil &c. &c.

Die
VORZEIT,

dargestellt

in

historischen Gemälden, Erzählungen ꝛc.

Zur

Belehrung und Unterhaltung.

*

Drittes Heft.

Ulm, 1828.

In der J. Ebner'schen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

G. n. 1259

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

15.

Verurtheilung und Hinrichtung der Grafen Egmond und Hoorne.

Unter den Schlachtopfern, die Alba's Wuth ergriffen hatte, erregte keines eine so allgemeine Theilnahme, als die Grafen Egmond und Hoorne. Sie, als Personen vom ersten Range, als mächtige Patrioten und Männer, deren Verdienste um die Krone weltkundig waren, zogen die Aufmerksamkeit aller Stände auf sich. Eine bange Erwartung hatte sich aller Gemüther bemächtiget, denn Niemand konnte begreifen, was Beide verbrochen haben könnten.

Der Rath der Unruhen sandte eine Kommission, an deren Spitze Vargas stand, nach Gent, wo die beiden Grafen gefangen saßen, um sie zu verhören. Sie protestirten gegen einen Richterstuhl, der eigentlich keine Gewalt über sie hatte, und beriefen sich auf ihre Vorrechte. Allein, um nicht in die Strafe des Ungehorsams zu verfallen, mußte sie doch endlich ihren Richtern Rede stehen und sich verantworten. Alles wurde hervorgesucht, um sie schuldig zu finden. Die Anklage welche gegen Egmond gerichtet war, enthielt neunzig verschie-

dene Klagepunkte, und sechzig die andere, welche gegen Hoorne erging. Jede noch so unschuldige Handlung, jede Unterlassung wurde aus dem Gesichtspunkte betrachtet, den man gleich Anfangs festgesetzt hatte, „daß beide Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, getrachtet haben sollten, das königliche Ansehen in den Niederlanden über den Haufen zu werfen, und sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen." Man sprach in der Anklage von den spanischen Truppen, die 1560 aus dem Lande gejagt, oder auf eine gewaltsame Weise nach Hause geschickt worden wären; man gedachte des Kardinals Granvella und seiner Vertreibung aus den Niederlanden. Ferner gab man die Grafen als Theilnehmer, Anstifter oder Beförderer des Compromisses und der Verschwörung des Adels an. Endlich beschuldigte man sie in Rücksicht auf den Tumult der Bilderstürmerei einer strafbaren Nachsicht, eines geheimen Verständnisses mit den wüthenden Rebellen, einer Pflichtvergessenheit in ihren Aemtern und Statthalterschaften.

Alle Verhöre, die mit den beiden Staatsgefangenen angestellt wurden, waren augenscheinlich darauf berechnet, sie schuldig zu finden und zu verderben. Man versagte ihnen den Beistand von Rechtsgelehrten, und zwang sie, sich selbst schriftlich zu vertheidigen. Egmond that es mit vieler Freimüthigkeit, und widerlegte jeden Artikel der Anklage mit überzeugenden Gründen. Auch Graf

Hoorne beantwortete jeden Punkt, der ihm zur Last gelegt wurde, auf eine befriedigende Art. Jeder unbefangene Tribunal würde die Vertheidigung der Grafen befriedigend gefunden, und ihn losgesprochen haben; aber Alba und seine Trabanten gaben keiner Vorstellung Gehör.

So wenig man sich einen günstigen Erfolg versprechen konnte, so wurde doch alles versucht, dem Henker seine Opfer zu entreissen. Egmonds Gemahlin, eine Herzogin von Baiern, wandte sich mit Bittschriften an die deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser, an den König von Spanien; so auch die Gräfin Hoorne, die Mutter des Gefangenen, die mit den ersten fürstlichen Famililen Deutschlands in Freundschaft und Verwandtschaft stand. Alle protestirten laut gegen das gesetzwidrige Verfahren, und wollten die deutsche Reichsfreiheit, worauf Hoorne, als Reichsgraf, noch besonders Anspruch machte, die niederländische Freiheit und die Privilegien des Ordens vom goldenen Vließe dagegen geltend machen. Die Gräfin Egmond brachte fast alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und sein Statthalter waren von Intercessionen belagert, die von Einem zum Andern gewiesen, und von beiden verspottet wurden. Die Gräfin Hoorne sammelte von allen Rittern des goldenen Vließes aus Spanien, Deutschland und Italien Beglaubigungsschreiben zusammen, um die Privilegien des Ordens dadurch zu erweisen. Alba verwarf

sie geradezu, indem er erklärte, daß sie auf den vorliegenden Fall nicht angewendet werden könnten. Der Kaiser Maximilian der Zweite schickte sogar seinen Bruder, den Erzherzog Karl, nach Spanien, und ließ durch ihn den König ernstlich warnen, sich solcher Grausamkeiten zu enthalten, wenn er anders noch eine Hufe Landes in den Niederlanden behalten wollte, indem die sämmtlichen Stände des Reichs sich bereits erklärt hätten, ihm dieselben mit Gewalt zu entreissen, welches der Kaiser mit aller seiner Macht nicht würde verhindern können. Wirklich hatten die protestirendeu Fürsten und Stände des deutschen Reichs diese Erklärung schon seit dem Anfange der Unruhen gegeben. Selbst die katholischen Fürsten hatten sich öffentlich wider so unerhörte Grausamkeiten erklärt, und Viele fanden sich, durch die Verachtung ihrer Fürbitten für die unglücklichen Grafen, persönlich beleidiget.

Der König Philipp war nicht gewohnt, irgend einer Vorstellung Gehör zu geben, besonders wenn es seinen brennenden Ketzerhaß oder seine despotische Herrschergewalt betraf. Alle Vorstellungen und Bitten zu Gunsten der unglücklichen Grafen blieben daher wirkungslos. Gleichsam als Vorbereitungen zur Hinrichtung derselben wurden die blutigen Schauspiele verdoppelt. Zu Gent, zu Brüssel und in den übrigen Städten sah man täglich neue Auftritte der Härte und Grausamkeit. Von dem Blute der Verurtheilten, das täglich floß, ließ sich auf das Schicksal leicht schließen,

das die übrigen Angeklagten, und besonders die beiden Grafen zu erwarten hatten. Nachdem das gerichtliche Verfahren gegen sie geendigt war, wurden sie am dritten Junius 1568 von dem Schlosse zu Gent, unter einer Begleitung von drei tausend spanischen Soldaten, nach Brüssel gebracht. Hier wurde ihnen am folgenden Tage von dem Rathe der Unruhen, im Namen des Herzogs von Alba, das Urtheil gesprochen. Dieses Urtheil ging dahin, daß die beiden Grafen als des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, und als Theilnehmer an der Verschwörung des Prinzen von Oranien und anderer niederländischer Großen und wegen Nichterfüllung ihrer Pflichten zur Erhaltung des heiligen katholischen Glaubens, durch das Schwerdt hingerichtet, ihre Güter aber eingezogen werden sollten. Die Köpfe der Hingerichteten sollten auf Pfähle aufgesteckt und so lange zur öffentlichen Schau ausgestellt werden, als es dem Herzog gefallen würde.

Der Bischof von Ypern war nach Brüssel berufen worden, um den beiden Opfern der Tyranney das über sie gefällte Urtheil bekannt zu machen, und sie zum Tode vorzubereiten. Er bat den Herzog von Alba fußfällig und mit Thränen in den Augen um Gnade, oder wenigstens um Aufschub für die Verurtheilten. Mit zorniger Geberde und harten Worten sprach aber Alba: „Man hat euch nicht von Ypern berufen, daß ihr euch

dem Urtheile widersetzen sollt. Geht, und thut was euch befohlen ist."

Der Bischof ging, und zeigte zuerst dem Grafen Egmond das Todesurtheil an. „Das ist fürwahr ein strenges Urtheil, rief der Graf bleich und mit entsetzter Stimme; so schwer glaubt' ich Seine Majestät nicht beleidiget zu haben, um ein solches Urtheil zu verdienen. Muß es aber seyn, so unterwerf ich mich diesem Schicksal mit Ergebung. Möge dieser Tod meine Sünden tilgen, und weder meiner Gattin noch meinen Kindern zum Nachtheil gereichen. Dieses wenigstens glaub' ich für meine Dienste erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem Könige so gefällt." Darauf beichtete er, empfing von dem Priester das Sakrament, und sprach ihm mit großer Andacht die Messe nach. Dann ließ er sich Dinte und Feder geben, und schrieb zween Briefe, den einen an seine Gemahlin, den andern an den König von Spanien. In dem letztern empfahl er besonders seine Gattin, Kinder und Dienstleute dem Erbarmen des Königs. Der Bischof von Ypern übernahm die Besorgung dieser Briefe, und Philipp scheint dem Sterbenden wenigstens seine letzte Bitte gewährt zu haben, denn die Familie des Grafen erhielt alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die, Kraft des Urtheils, dem Fiskus anheimgefallen waren.

Wenige Tage vor Vollziehung der Todesstrafe wurde dem Herzog von Alba ein anonymes Schrei-

den eingehändiget, welches die rührendsten Bitten für die verurtheilten Grafen und eine eben nicht animose Darstellung der Folgen enthielt, die aus der Hinrichtung derselben für die Ruhe der Provinzen sowohl, als auch für ihn, den Statthalter, für seine persönliche Sicherheit, entspringen würden. Seine Antwort auf diese und andere Warnungen bestand in der Hinrichtung von neunzehn Edelleuten, die er den beiden Grafen vorangehen ließ, um dem Volke zu zeigen, was es für seine Lieblinge zu gewarten habe.

Auf dem Markte zu Brüssel, vor dem Stadthause, hatte man unterdessen ein Schaffot errichtet, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Stäben befestiget wurden, alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zwei und zwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüste, eine Vorsicht, die nicht überflüssig war. Am fünften Junius, vormittags zwischen zehn und eilf Uhr, erschien die spanische Wache in dem Zimmer des Grafen Egmond, und begleitete ihn an den Ort der Hinrichtung. Ein unabsehbares Gewühl von Menschen hatte sich zu diesem grausamen Schauspiele versammelt; die Meisten aber wünschten sich wieder weit von dannen, als sie den Verurtheilten wirklich erscheinen sahen. Jeden Fremden, der ununterrichtet jetzt hinzugekommen wäre, würde das innigste Mitleid überwältiget haben; so liebenswürdig war das Aeußere des braven Egmond. Seine Landsleute standen in lautloser Beklemmung;

um das Blutgerüst, als wenn es nicht einem Andern, sondern ihnen selbst bereitet wäre. Dennoch war es nicht anders möglich, als daß immer noch in dem Wechsel der Empfindungen, die aller Herzen unter der Folter hielten, von Zeit zu Zeit ein hoffnungsvoller Zweifel aufstieg. „Egmond hatte doch seine Kräfte, wie sein Vermögen, im Dienste der Krone aufgeopfert. Sein einziges Verbrechen war der gutmüthige Leichtsinn seines Herzens, der es ihm unmöglich gemacht hatte, gegen die religiösen Neuerungen des Zeitalters und einige Ausschweifungen des Pöbels sich einer solchen Strenge zu bedienen, als die Denkungsart der Spanier, und vielleicht sein öffentlicher Character von ihm foderte. Höchstens hatte er, mit unglücklicher Gefälligkeit, fremden Planen sein Ohr geliehen. Wenn aber auch seine Vergehungen den Namen des Hochverraths verdient hätten, so konnte er doch als Ritter des goldenen Vließes von Niemand gerichtet werden, als von dem versammelten Kapitel seines Ordens." Diese Gedanken drängten sich jetzt lebendig vor die Seele der umstehenden Niederländer, und sowohl die kindliche Liebe, welche seit mehr denn zwanzig Jahren die Herzen des Volks an Egmond gefesselt hatte, als das Mitleid mit seiner zahlreichen Familie (er hatte eilf Kinder,) kam der Einbildungskraft zu Hülfe, um seine Verdienste zu Götterwerken, seine Fehltritte zu Verdiensten emporzuheben.

Der Graf hatte anfangs Lust bezeugt, von

dem Schaffot herab eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dieß auch geschähe bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so entsagte er diesem Vorsatze. Mit edlem Anstande ging er einige Augenblicke auf dem Gerüste auf und nieder, und beklagte, daß es ihm nicht vergönnt sey, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichen Tod zu sterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich nicht recht überreden können, daß es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sey, und daß man es weiter, als bis zum bloßen Schrecken der Exekution treiben werde. Wie er harrend herum sah und nichts erfolgte, fragte er den Bischof: ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sey? Als dieser die Schultern zog und schweigend zur Erde sah, heftete sich sein Auge auf ein silbernes Krucifix, das nach Alba's Anordnung hinter die beiden Kissen hingestellt war, worauf die Verurtheilten niederknieen sollten. Egmond that dieses, nachdem er Hut und Mantel abgelegt hatte, mit allen Zeichen der Ehrerbietung gegen das Bildniß des Gekreuzigten. Dann zog er selbst die Mütze über die Augen, und zu gleicher Zeit sah man den Blutrichter unter dem schwarzausgeschlagenen Gerüst hervorkommen.

In dem Augenblicke, da der Streich geschah,

ließ die ganze zahllose Volksmenge einen Angstschrei aus, der durch alle Straßen von Brüssel und in allen Häusern gräßlich wiederholt wurde. Belgiens Wohlfahrt schien mit Egmonds Kopfe zu fallen. Der Schmerz der Bürger ward Verzweiflung, und wenn die Spanier, welche auf dem Richtplatz und in den nächsten Gassen unter den Waffen standen, den ersten Ausbruch eines Aufruhrs hinderten, so hielten sie doch nicht die Kühnheit einiger Hochherzigen zurück, die ihre Verehrung für den Enthaupteten öffentlich bewiesen. Verschiedene tauchten ihre Tücher in das Blut, um es wie die Reliquie eines Heiligen zu bewahren. Andere, wiewohl sie wußten, daß dem Herzog nichts verschwiegen blieb, drohten mit Rache und Empörung. Mehrere küßten das bleierne Gefäß, worin das Blut des Hingerichteten niederrann.

Sogleich nach Egmonds Hinrichtung wurde Graf Hoorne herbeigebracht. Dieser von einer heftigern Gemüthsart als sein Freund, und durch mehr Gründe zum Hasse gegen den König gereitzt, hatte das Urtheil mit weniger Gelassenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grade ungerecht war. Er hatte sich harte Aeußerungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch, und legte dem Bischof seine Beicht ab, die er ihm anfangs verwei-

gern wollte. Unter der nemlichen Begleitung wie sein Freund bestieg er das Blutgerüste. Im Vorübergehen begrüßte er viele von seiner Bekanntschaft. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sey? da man ihm dieses bejahte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich, und knieete auf das Kissen. Alles schrie laut auf, als er den tödtlichen Streich empfieng.

Die Köpfe der beiden Hingerichteten wurden, dem Urtheile zufolge, auf Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren. Nach zwei Stunden nahm man sie aber herunter, und legte sie mit den Leibern in bleierne Särge. In diesen wurden sie auf ihre Güter zum Begräbnisse abgeführt.

Alba hatte den Hinrichtungen der beiden Grafen aus einem Fenster zugesehen, und sich einigemal heuchlerisch die Augen gewischt. Wie wenig er aber wirkliche Rührung empfand, und wie wenig überhaupt sein Blutdurst gesättiget war, zeigte er dadurch, daß er seine Wuth forttoben, und an verschiedenen Orten eine Menge Edelleute theils auf öffentlichen Blutgerüsten, theils in Gefängnissen hinrichten ließ. Zu den Ermordungen, die sich durch ihre Schändlichkeit besonders auszeichneten, gehört der Tod der beiden Abgeordneten, die im Jahr 1566 von den niederländischen Ständen nach Spanien gesandt worden waren, des

um das Blutgerüst, als wenn es nicht einem Andern, sondern ihnen selbst bereitet wäre. Dennoch war es nicht anders möglich, als daß immer noch in dem Wechsel der Empfindungen, die aller Herzen unter der Folter hielten, von Zeit zu Zeit ein hoffnungsvoller Zweifel aufstieg. „Egmond hatte doch seine Kräfte, wie sein Vermögen, im Dienste der Krone aufgeopfert. Sein einziges Verbrechen war der gutmüthige Leichtsinn seines Herzens, der es ihm unmöglich gemacht hatte, gegen die religiösen Neuerungen des Zeitalters und einige Ausschweifungen des Pöbels sich einer solchen Strenge zu bedienen, als die Denkungsart der Spanier, und vielleicht sein öffentlicher Character von ihm foderte. Höchstens hatte er, mit unglücklicher Gefälligkeit, fremden Planen sein Ohr geliehen. Wenn aber auch seine Vergehungen den Namen des Hochverraths verdient hätten, so konnte er doch als Ritter des goldenen Vließes von Niemand gerichtet werden, als von dem versammelten Kapitel seines Ordens." Diese Gedanken drängten sich jetzt lebendig vor die Seele der umstehenden Niederländer, und sowohl die kindliche Liebe, welche seit mehr denn zwanzig Jahren die Herzen des Volks an Egmond gefesselt hatte, als das Mitleid mit seiner zahlreichen Familie (er hatte eilf Kinder,) kam der Einbildungskraft zu Hülfe, um seine Verdienste zu Götterwerken, seine Fehltritte zu Verdiensten emporzuheben.

Der Graf hatte anfangs Lust bezeugt, von

dem Schaffot herab eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dieß auch geschähe bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so entsagte er diesem Vorsatze. Mit edlem Anstande ging er einige Augenblicke auf dem Gerüste auf und nieder, und beklagte, daß es ihm nicht vergönnt sey, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichen Tod zu sterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich nicht recht überreden können, daß es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sey, und daß man es weiter, als bis zum bloßen Schrecken der Exekution treiben werde. Wie er harrend herum sah und nichts erfolgte, fragte er den Bischof: ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sey? Als dieser die Schultern zog und schweigend zur Erde sah, heftete sich sein Auge auf ein silbernes Krucifix, das nach Alba's Anordnung hinter die beiden Kissen hingestellt war, worauf die Verurtheilten niederknieen sollten. Egmond that dieses, nachdem er Hut und Mantel abgelegt hatte, mit allen Zeichen der Ehrerbietung gegen das Bildniß des Gekreuzigten. Dann zog er selbst die Mütze über die Augen, und zu gleicher Zeit sah man den Blutrichter unter dem schwarzausgeschlagenen Gerüst hervorkommen.

In dem Augenblicke, da der Streich geschah,

ließ die ganze zahllose Volksmenge einen Angstschrei aus, der durch alle Straßen von Brüssel und in allen Häusern gräßlich wiederholt wurde. Belgiens Wohlfahrt schien mit Egmonds Kopfe zu fallen. Der Schmerz der Bürger ward Verzweiflung, und wenn die Spanier, welche auf dem Richtplatz und in den nächsten Gassen unter den Waffen standen, den ersten Ausbruch eines Aufruhrs hinderten, so hielten sie doch nicht die Kühnheit einiger Hochherzigen zurück, die ihre Verehrung für den Enthaupteten öffentlich bewiesen. Verschiedene tauchten ihre Tücher in das Blut, um es wie die Reliquie eines Heiligen zu bewahren. Andere, wiewohl sie wußten, daß dem Herzog nichts verschwiegen blieb, drohten mit Rache und Empörung. Mehrere küßten das bleierne Gefäß, worin das Blut des Hingerichteten niederrann.

Sogleich nach Egmonds Hinrichtung wurde Graf Hoorne herbeigebracht. Dieser von einer heftigern Gemüthsart als sein Freund, und durch mehr Gründe zum Hasse gegen den König gereitzt, hatte das Urtheil mit weniger Gelassenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grade ungerecht war. Er hatte sich harte Aeußerungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch, und legte dem Bischof seine Beicht ab, die er ihm anfangs verwei-

gern wollte. Unter der nemlichen Begleitung wie sein Freund bestieg er das Blutgerüste. Im Vorübergehen begrüßte er viele von seiner Bekanntschaft. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sey? da man ihm dieses bejahte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich, und knieete auf das Kissen. Alles schrie laut auf, als er den tödtlichen Streich empfieng.

Die Köpfe der beiden Hingerichteten wurden, dem Urtheile zufolge, auf Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren. Nach zwei Stunden nahm man sie aber herunter, und legte sie mit den Leibern in bleierne Särge. In diesen wurden sie auf ihre Güter zum Begräbnisse abgeführt.

Alba hatte den Hinrichtungen der beiden Grafen aus einem Fenster zugesehen, und sich einigemal heuchlerisch die Augen gewischt. Wie wenig er aber wirkliche Rührung empfand, und wie wenig überhaupt sein Blutdurst gesättiget war, zeigte er dadurch, daß er seine Wuth forttoben, und an verschiedenen Orten eine Menge Edelleute theils auf öffentlichen Blutgerüsten, theils in Gefängnissen hinrichten ließ. Zu den Ermordungen, die sich durch ihre Schändlichkeit besonders auszeichneten, gehört der Tod der beiden Abgeordneten, die im Jahr 1566 von den niederländischen Ständen nach Spanien gesandt worden waren, des

Markgrafen von Bergen op Zoom und des Barons von Montigny. Man erlaubte ihnen nicht, nach ihrem Vaterlande zurückzugehen. Der Markgraf von Bergen zog sich durch seinen Kummer darüber und über die üble Begegnung, der er sich ausgesetzt sah, eine Auszehrung zu, an der er starb. Montigny wurde nach seines Bruders, des Grafen Hoorne Gefangennehmung, gleichfalls ins Gefängniß geführt, und starb in demselben entweder an Gift, oder wurde enthauptet. Die Güter von Beiden wurden confiscirt. Nicht zufrieden mit Lebendigen und Todten, verfiel Alba's Raserei sogar auf leblose Gegenstände. Ueber den Kuilenburgischen Pallast erging, nach förmlichem Proceß, ein Urtheil, Kraft dessen derselbe von Grund aus niedergerissen, und auf seiner Stätte, zum Andenken der darin angesponnenen Verschwörung, eine Säule aufgerichtet wurde, an deren Fußgestelle auf allen vier Seiten eine Aufschrift, in viererlei Sprachen zu lesen war.

Die Duldung solcher Gräuel von Seite einer zahlreichen, muthigen, freiheitliebenden Nation, die unter der Statthalterin Margarethe so viel Energie und einen so großen Eifer für die Vertheidigung ihrer vaterländischen Verfassung gezeigt hatte, scheint fast unbegreiflich. Allein die vornehmsten Mitglieder des patriotischen Adels, die sich an die Spitze gestellt hatten, waren theils auf dem Blutgerüste gefallen, theils schmachteten sie in Kerkern, oder hatten freiwillig oder gezwungen

das Land verlassen, und der Muth der übrigen war durch ein panisches Schrecken gelähmt. Dazu kam, daß das Racheschwerdt doch zunächst über Ketzer geschwungen war. Die Katholiken, ohnehin bedroht durch die allgemeine Verdammung der Nation, wollten es nicht auf sich herabziehen durch Bezeugung der Theilnahme an ihren unglücklichen Mitbürgern. Die Engherzigen mochten selbst in dem Triumph ihrer Religion einigen Trost über die Noth ihres Vaterlandes empfinden. Ohne diese Verhältnisse wäre es dem Wütherich Alba unmöglich gewesen, so entsetzliche Frevel zu üben. Sein Kommandostab war der Talisman, auf den er im schlimmsten Falle mit Zuversicht rechnete. Auf diesen gestützt blickte er ruhig über die Länder weg, die seinem Haß dahingegeben waren, erwartete den Aufruhr, wie der Jäger seine Beute, und trieb sein Werk der Menschenfeindschaft mit einem trotzigen Selbstgefallen, das durch Gegenvorstellungen nur noch mehr gereizt wurde. Er hatte die Kriegsmacht Spaniens zu der ersten Armee der Welt umgebildet, und an der Spitze derselben dünkte er sich unüberwindlich.

16.

Ausbruch des Krieges, unter der Leitung des Prinzen Wilhelm von Oranien. Glücklicher Einfall des Grafen von Nassau in Friesland. Alba besiegt ihn bei Gemmingen.

Die Erlösung, nach welcher die hart bedräng-

ten und aufs grausamste verfolgten Niederländer seufzten, kam aus Deutschland. Hier glühte der feurigste Freiheitssinn in den Herzen der edeln Patrioten, die Albas Mordschwerdte durch die Flucht entronnen waren. An ihrer Spitze stand der tapfere und hochherzige Prinz Wilhelm von Oranien. Er hatte bei seiner Abreise aus den Niederlanden erklärt, daß er die Waffen gegen den König von Spanien nicht ergreifen würde, so lange man ihn an Ehre und Gut unangetastet ließe. Da er aber als Hochverräther vor ein Gericht geladen wurde, dem keine Gerichtsbarkeit über ihn zukam, und da ihm der Tod unter Henkershänden gewiß war, wenn er sich vor demselben stellen würde, so reifte in ihm der Entschluß, der Tyranney offene Gewalt entgegen zu setzen, und die Waffen zur Vertheidigung eines Landes zn ergreifen, das er wie sein zweites Vaterland liebte. Er hoffte den Niederländern Muth einflößen zu können, wenn er seine Geneigtheit zeigte, an ihre Spitze zu treten, und ihnen auswärtige Hülfe zu verschaffen. So nahm im Jahre 1568 ein Krieg seinen Anfang, der mit ungemeiner Anstrengung von einer schwächern Parten gegen einen mächtigen Monarchen acht und sechszig Jahre lang fortgeführt wurde, der Spaniens Schätze aufzehrte, den Stolz seiner Monarchen demüthigte, die Sache der Menschheit vertheidigte, und sich endlich mit der Unabhängigkeit der sieben niederländischen Provinzen endigte.

Der

Der Prinz von Oranien wendete sich zuerst an den Kaiser Maximilian, und bewog diesen friedliebenden Monarchen, daß er den König von Spanien ersuchen ließ, den Herzog von Alba aus den Niederlanden zurückzurufen, mit dem Anhange, daß man, im Fall einer abschlägigen Antwort, durch die Waffen erzwingen würde, was mit Bitten nicht zu erhalten wäre. Doch Philipp achtete weder auf die Bitten, noch auf die Drohungen des Kaisers. Da auf diesem Wege nichts zu erlangen war, so wendete sich der Prinz von Oranien an die protestantischen Fürsten Deutschlands, und empfahl ihnen die Sache ihrer unterdrückten Glaubensbrüder in den Niederlanden aufs nachdrücklichste. Damals entdeckten sich zuerst seine Religionsgesinnungen deutlicher. Er, der bisher die Reformirten blos begünstiget, aber keine Neigung zu ihrem Glauben bezeugt hatte, nannte jetzt denselben in einer von ihm unterzeichneten Schrift das reine Wort und den Dienst Gottes. Er setzte aber doch hinzu, daß er von den Einwohnern dieser Länder, sowohl wegen des Evangeliums als wegen der römischen Kirche ersucht worden sey, die Waffen zu ergreifen. Deswegen sey er gesonnen, beiderlei Glaubensgenossen bei der Freiheit ihres Gottesdienstes zu erhalten.

Das Ansehen des Prinzen von Oranien war bei den protestantischen Fürsten Deutschlands so groß, und die Gerechtigkeit seiner Sache so einleuchtend, daß er ein geneigtes Gehör fand, und

von mehreren Seiten günstige Antworten erhielt. Der Herzog Albrecht von Baiern machte inzwischen einen neuen Versuch, eine Aussöhnung zwischen dem Prinzen und dem Könige von Spanien zu bewirken. Aber in beider Herzen war der gegenseitige Haß zu fest gewurzelt, um den freundschaftlichen Vorstellungen eines Vermittlers zu weichen. Philipp wollte von keinen Vorschlägen hören, ehe sich nicht der Prinz vor dem Herzoge von Alba persönlich gestellt hätte, und wie konnte dieser eine Bedingung eingehen, die eben so gefahrvoll als erniedrigend für ihn gewesen wäre? Die Unterhandlung blieb also fruchtlos, aber die Unbilligkeit des Königs vermehrte Oraniens Freunde. Entschlossen, das Aeußerste zu wagen, beschloß er, die furchtbarste Monarchie Europa's, wider welche sich die Niederländer nicht vertheidigen konnten, geradezu anzugreifen, und ihr gleichsam ins Angesicht Trotz zu bieten. Da es ihm an Geld fehlte, verpfändete er seine Güter, verkaufte sein Silbergeschirr und andere Kostbarkeiten, und sowohl von diesem Gelde als von den Beiträgen der Niederländer, miethete er Truppen und bestritt die nöthigen Ausgaben. Diese Hülfe, nebst der Unterstützung, die er aus England und von den Reformirten in Frankreich erhielt, setzte ihn bald in den Stand, wider die Spanier mit überlegener Macht zu Felde zu ziehen. Einen günstigen Einfluß auf die Unternehmung des Prinzen hatte auch die Hinrichtung der Grafen Egmond und Hoor-

ne, indem sie verschiedene auswärtige Mächte wider die spanische Regierung aufbrachte. Mehrere deutsche Fürsten, welche anfangs unentschlossen geblieben waren, unterstützten den Prinzen mit Geld und Truppen. Den nachdrücklichsten Beistand leistete ihm anfangs sein älterer Bruder Graf Ludwig von Nassau; der alle seine Herrschaften verpfändete, und die darauf erhaltenen Summen zu den Rüstungen hergab.

Durch Geschwindigkeit und Ueberraschung hoffte der Prinz von Oranien das Gelingen seiner Unternehmung am meisten zu sichern. Sobald daher die nöthigsten Rüstungen vollendet waren, beschloß er, die Feinde plötzlich zu überfallen, und dann mitten im Lande die Sturmglocke zu läuten. Seinem Plane gemäß theilte er seine Armee in vier abgesonderte Haufen. Der erste, der in Geldern einfallen sollte, rückte auf der Seite von Lüttich heran. An der Spitze desselben befand sich der Graf von Hoogstraaten, ein angesehener Niederländer, der mit dem Prinzen von Oranien sein Vaterland verlassen hatte. Mit einem zweiten Haufen, der aus sieben bis acht hundert Mann bestand, die in Frankreich geworben waren, sollte Coqueville, ein Edelmann aus der Normandie, in Artois und Hennegau einbrechen. Der dritte Haufen, den Graf Ludwig von Nassau anführte, war bestimmt, Friesland zu überfallen. Wenn Alba seine Macht auf diesen drei Seiten vertheilt haben würde, wollte der Prinz von

Oranien mit der Hauptmacht in Brabant eindringen. Allein dieser Plan wurde theils durch den Mangel einer hinreichenden Truppenzahl und Vorsicht, theils durch die Klugheit und Wachsamkeit des Herzogs von Alba vereitelt. Weder Hoogstraaten noch Coqueville konnten sich auf ihren angewiesenen Posten behaupten. Alle ihre Unternehmungen liefen auf unerhebliche Scharmüzel hinaus, die weiter keine Folgen hatten, als daß am Ende des Feldzuges auf beiden Seiten alles im vorigen Stande blieb.

Ein günstigeres Loos hatte der Heerhaufen, mit welchem Graf Ludwig von Nassau gegen Friesland und Gröningen anrückte. Sein Bruder, der Prinz von Oranien, hatte ihm eine Bestallung gegeben, worin er unter andern sagte, „daß er die Waffen allein wider die Spanier ergriffen habe, deren Grausamkeit die Niederlande in das äußerste Verderben zu stürzen drohte. Er sey Willens, dieß mit dem Rathe gemeiner Stände zu verhindern, und habe deswegen seinem Bruder, dem Grafen Ludwig, Vollmacht gegeben, Kriegsvolk anzuwerben, und mit demselben die Freiheit des Landes zu vertheidigen."

Der Graf kam mit wenigen Truppen nach Emden. In der Hoffnung, daß sie sich in Friesland und Gröningen vermehren würden, rückte er in Westwoldingerland ein, und nahm das Schloß zu Wedde weg, wodurch ihm der Weg in die Landschaft Gröningen eröffnet, und die Zufuhr aus

Deutschland erleichtert ward. Hierauf gieng er nach Appingadam, und bekam einiges Geld aus den Omelanden. Das Hauptziel seiner Bewegungen war die Stadt Gröningen, allein die Wachsamkeit des Feindes hinderte ihn, es zu erreichen. Alba hatte nemlich dem Grafen von Aremberg, Statthalter von Friesland und Gröningen, eine ansehnliche Verstärkung von spanischen und italienischen Truppen zugesandt, mit dem Befehl, sich dem Eindringen der Feinde zu widersetzen.

Der Graf von Aremberg eilte, dem Feinde unter die Augen zu treten, und vor allen Dingen seine Fortschritte zu hemmen. Hiemit begnügten sich aber seine spanischen Truppen nicht. Sie drangen mit Ungestüm auf ein Treffen, und da er zauderte, beschuldigten sie ihn, als einen Flammänder, eines Einverständnisses mit dem Grafen von Nassau. Diese Vorwürfe waren eben so ungerecht, als das Verlangen nach einer Schlacht unzeitig und unklug war. Die ganze Provinz Friesland liegt tief, und ist voller Sämpfe und Moräste. Vergebens stellte Aremberg den Spaniern die augenscheinliche Gefahr des Bodens vor. Sie beharrten hartnäckig auf ihrem Sinne, stampften durch die Pfützen, wo der Feind im Hinterhalt auf sie lauerte, und erlitten eine völlige Niederlage. Gepäcke, Kanonen, die Kriegskasse mit einer großen Summe Geldes angefüllt, welches für den Sold dieser und der Armee in Gröningen bestimmt war, alles wurde erbeutet. Fürchterlich brach nach

dem Treffen die Wuth der Friesländer im nassauischen Heere wider die Spanier los. So viel ihnen von dieser Nation in die Hände fielen, mußten als Opfer der gereizten Volksrache sterben; nur die Niederländer und Deutschen wurden verschont und zu Gefangenen gemacht. Ueber sechszehnhundert Spanier und Deutsche fanden den Tod in diesem Treffen. Unter den Getödteten befand sich auch der Herzog von Aremberg, und der Graf Adolph von Nassau, der jüngste Bruder des Grafen Ludwig. Um den Verdacht einer Untreue von sich abzulehnen, hatte Aremberg an der Spitze seiner Truppen aufs tapferste gefochten, bis er, am Haupte verwundet, vom Pferde sank, und von einem gemeinen Fußgänger mit vielen Stichen getödtet wurde.

Die Nachricht von dem Siege des Prinzen Ludwig von Nassau über die Spanier erfüllte die nichtkatholischen Niederländer, und die Freunde des Prinzen von Oranien mit Freude und Hoffnung. Sie betrachteten diesen Sieg als den ersten Keim ihrer Befreiung von dem spanischen Joche. Alba hingegen gerieth in die äußerste Wuth, da er den Ruhm seiner Waffen durch einen so unrühmlichen Anfang beschimpft sah. Besonders war ihm der Tod des Grafen von Aremberg, an dem er einen getreuen Vasallen seines Königes, und einen Feldherrn verlor, auf den er sich verlassen konnte, höchst empfindlich. Er mußte überdieß besorgen, daß die Friesländer, ein

Volk, welches mehr als alle andere auf seine Freiheit eifersüchtig war, bei der ersten günstigen Gelegenheit abfallen, und sich mit seinen Feinden vereinigen würden. Um dieß zu verhüten, verließ er in aller Eile Brüssel, begab sich nach Antwerpen, und traf die nachdrücklichsten Anstalten, um die Feinde aus Friesland zu verjagen. Er nahm aus dem Zeughause zu Mecheln zehn schwere Kanonen und acht Feldstücke, ließ in der Franche Comte Reiterei ausheben, zog Truppen an sich, die aus Frankreich zurück kamen, legte starke Besatzungen in Antwerpen, Mastricht, Vließingen und Gent, und ließ Magazine in Derenter, dem bestimmten Sammelplaze der Armee, errichten. Auf dem Marsche dahin wurde er eines Tages, bei allem seinem Feuereifer, durch einen lächerlichen Zufall aufgehalten, der als charakteristisch erzählt zu werden verdient.

Einige Kundschafter, die ausgeschickt waren, den Zustand der Brücken zu untersuchen, kamen außer Athem mit der Nachricht zurückgelaufen, daß der Feind im Anmarsch und nicht weit mehr von dannen sey. Nichts war unglaublicher als dieses; allein die Leute beriefen sich Einer auf den Andern. Es blieb dabei, daß man vier Standarten vor einem Zuge von Soldaten gesehen habe, und in demselben Augenblicke ließen sich einige Trommeln hören. Der Herzog war gezwungen Halt zu machen. Er nahm seine Maaßregeln, so gut es nach den Umständen möglich war, und seine Truppen

erwarteten in voller Schlachtordnung den Feind, als wirklich jene Fahnen und ein großer Zug von — Bauern zum Vorschein kamen, die an nichts weniger als den Krieg zu denken schienen. Sie tanzten und jauchzten mit der unbesorgtesten Freude um vier bekränzte Wagen her, auf denen ein neuvermähltes Mädchen mit ihrem Brautschatz im Triumphe zu dem nächsten Dorfe geführt wurde. Bei dieser Entwicklung brachen die deutschen Völker in ein lautes Gelächter aus, und selbst der Ernst der Spanier hielt sich nicht dagegen. Von dem Frohsinn des Landvolks angesteckt, begrüßte das ganze Korps die Königin des Festes, als sie vorüberrollte, mit einem Freudenschusse, und noch lange nachher pflegte man in der spanischen Armee die Vorposten, wenn sie unerwartet heimkamen, zu fragen: ob sie die Braut gesehen hätten? Mit der größten Heftigkeit fuhr dagegen Alba die beschämten Kundschafter an. Wo seine Soldaten sich an einem unschuldigen Schauspiel zu ergötzen glaubten, sah er nichts als Zeitverlust. Er befahl ihnen, ihre Schritte zu verdoppeln. So erreichte er mit unglaublich schnellen Märschen die Provinz Friesland, und hielt am fünfzehnten Julius 1508 in der Stadt Gröningen seinen Einzug.

Der Graf von Nassau hatte, sogleich nach seinem Siege über den Grafen von Aremberg, sich der Stadt Gröningen zu bemächtigen gesucht. Da es ihm aber an schwerem Geschütze fehlte, und die Stadt eine starke Besatzung hatte, so konnte

er

er diesen Plan nicht ausführen. Er mußte sich daher begnügen, in der Nähe des Orts ein Lager zu beziehen, und ihn zu beobachten.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als Alba in Gröningen einzog. Er war nicht gesonnen, den Rest des Tages ungenutzt zu lassen, besonders da er in Erfahrung gebracht hatte, daß das Lager des Grafen von Nassau nur eine Stunde von der Stadt entfernt sey. Trotz der Erschöpfung seiner Kräfte, welche mehr noch durch die Schmerzen des Zipperleins, seiner gewöhnlichen Krankheit, als die Beschwerden des Marsches aufgezehrt waren, beschloß er, in Begleitung einiger Offiziere die Stellung des Feindes auszuforschen. Ob dieser gleich nicht so nahe war als man glaubte, indem der vorsichtige Nassau auf die Nachricht von der Ankunft der Spanier, sein Lager in eine Entfernung von drei Stunden von Gröningen versetzt hatte, so ruhte Alba dennoch nicht eher, bis er sich, so gut die Vorsicht es erlaubte, von Allem unterrichtet hatte. Bei seiner Heimkunft gestattete er den Soldaten, sich zur Ruhe zu begeben, aber die Morgenröthe des andern Tages war noch nicht angebrochen, als er schon wieder an ihrer Spitze stand, um sie zu einem entscheidenden Streiche hinauszuführen.

Die Armee des Grafen von Nassau bestand aus zwölf bis vierzehn tausend Mann, und nicht viel stärker war die Truppenzahl, die Alba kommandirte. Der erstere hatte aber in der genauen

Kenntniß des Bodens einen Vortheil voraus, der bei einem von Wassern und Sümpfen allenthalben durchschnittenen Kriegsschauplatze, wie Gröningen, von der äußersten Wichtigkeit war. Einen großen Vorzug hatte dagegen Alba in Hinsicht der Soldaten, die er anführte. Es waren größtentheils tapfere Veteranen, die unter seiner Zucht zu Krieg und Sieg gewöhnt waren, und alle zu Anführern Helden aus seiner Schule hatten. Die Armee des Grafen von Nassau war hingegen aus deutschen Abentheurern zusammengesetzt, die, durch die Liebe zum Raube und einem zügellosen Leben angeworben, nur so lange treu und tapfer blieben, bis es ihrem Soldherrn fortdauernd an Glück oder Geld zu mangeln anfieng. Es war gerade an dem Tage, da Alba in Gröningen einrückte, ein Aufstand in Nassaus Lager ausgebrochen. Zwei deutsche Kompagnien hatten sein Zelt mit wüthendem Geschrei belagert. Sie hätten, riefen sie, in zweimal vier und zwanzig Stunden kein Brod gesehen; und da sie doch einmal umkommen sollten, so wollten sie wenigstens fechtend sterben, falls er anders Arme, sie zu strafen, finden könne. Für dasmal hatte er sie auf den andern Tag vertröstet. Jetzt aber fiengen die Unzufriedenen von neuem an, sich in verschiedenen und stärkeren Haufen um die Rädelsführer zu versammeln, und der Tumult, den diese Meuterei veranlaßte, war eben im ganzen Lager allgemein geworden, als erst von ferne, dann in der Nähe, die feindlichen Gewehre sich hören ließen.

Alba hatte ein auserlesenes Korps von zwölfhundert Mann vorausgesandt, um sich dem Nassauischen Lager von zwei Seiten zu nähern, den Feind hervorzulocken, und ihn so lange zu beschäftigen, bis Alba selbst mit der Hauptarmee herbei käme. Dieses Korps näherte sich jetzt dem wohlverschanzten Nassauischen Lager. Alba hatte zwar dem Anführer desselben ausdrücklich befohlen, sich durch die Hitze des Gefechtes ja nicht zu weit führen zu lassen. Allein troz dieser Warnung durchschwammen die Spanier, von Kampflust dahingerissen, ein ziemlich großes Wasser, welches vor dem Lager der Feinde herlief. Sie befanden sich jetzt auf einem sehr gefährlichen Boden, der es der Uebermacht leicht gemacht haben müßte, sie alle zu vernichten, ehe Alba ihnen mit dem Hauptcorps zu Hülfe kommen konnte. Allein bei dem Tumulte, der im nassauischen Lager herrschte, war Niemand, der auf die Stimme des Feldherrn achtete. Die Verschanzungen, welche man in der Eile aufgeworfen hatte, wurden im ersten Schrecken von ihren Vertheidigern Preis gegeben. Indessen hatten die Aufrührer schon das Lager angezündet, und alles stürzte ohne Ordnung sich durch den Rauch fort. Daß auf einer solchen Flucht nicht Wenige in den Morästen und durch das Schwerdt des Feindes ihren Tod fanden, ist natürlich.

Der Graf von Nassau konnte es für dismal sich zum Glücke rechnen, daß er den Herzog von Alba zum Gegner hatte. Der vorsichtige

Feldherr ließ seine Reiterei wider alle Erwartung zurückzukommen. Eben jene Sümpfe und Untiefen, worin er hier einen Haufen verirrter Fußknechte, dort ein Pferd mit seinem Reiter verschwinden sah, ließ ihn für die Seinigen einen schrecklichen Ausgang fürchten, wenn es dem Grafen von Nassau glückte, seine Deutschen an irgend einem schicklichen Orte zum stehen zu bringen. Er wandte sich deswegen nach Rheden, um sich vorläufig dieses höher an dem Flusse liegenden Ortes zu bemächtigen. Dadurch schnitt er nicht nur dem Feinde die Zufuhr aus Westphalen ab, sondern sicherte sich auch einen Uebergang über die Ems, falls derselbe es dienlich finden sollte, sich nach Westphalen zurückzuziehen. Der Erfolg zeigte indessen bald, daß beide Maaßregeln überflüssig waren.

Der Graf von Nassau hatte sich inzwischen zu Gemmingen verschanzt, einem Orte dessen Lage, zwischen dem Meerbusen, der unter dem Namen Dollart bekannt ist, der Ems und der Stadt Emden, auf dem Rücken, eine Art von Schlupfwinkel bildet. Die einzige Seite, die dem Feinde offen stand, hatte er mit Batterien bedeckt. In einem solchen Lager hätte Nassau eine dreifach stärkere Heeresmacht als die spanische nicht fürchten müssen, allein ihm ahnete nichts Gutes, weil er sich auf seine gedungenen Soldaten nicht verlassen konnte. Seine Ahnung ging bald in die traurigste Wirklichkeit über. Denn als sich die Spanier dem Lager näherten, foderten seine Truppen mit

Ungestüm Geld, und fiengen die vorigen Meutereien wieder an. Sie ließen sich zwar scheinbar besänftigen, allein im Augenblicke des Angriffs liefen viele Kompagnien, die man im Oldenburgischen geworben hatte, zum Feind über, der ihnen ihren verdienten Lohn richtiger bezahlte, als sie unter der Fahne, die sie verlassen hatten, erwarten durften. Die Spanier säbelten sie sämmtlich nieder.

Das Gefecht wurde bald allgemein, besonders an der Fronte. Dieß war jedoch nur eine Maske, unter welcher die Spanier ihren wahren Angriff auf der Seite der Batterien, die sie von Mannschaft fast ganz entblößt fanden, verdeckten. Die Eroberung derselben war für sie entscheidend, denn nun stand ihnen der Weg ins Lager offen. Die schrecklichen Scenen, welche jetzt erfolgten, waren nicht mehr ein Kampf, sondern ein Gemetzel zu nennen. Wie die Ems, wenn es dem Grafen von Nassau gelungen wäre, sie in das tiefere Land hinabzuleiten, auf die Spanier hereingestürzt seyn würde, so überschwemmte diese jetzt das ganze Lager. Die meisten Deutschen warfen sich dem Sieger mit gestreckten Waffen zu Füssen, und erlangten dadurch nichts als einen schnellern Tod. Viele kamen in den Sümpfen, worin sie im Gewühl der Flucht einander stürzten, viele durch das Schwerdt, die Meisten in den Wellen des Flusses um. Ungeübt im Schwimmen, wurden sie von der Last ihrer Rüstungen hinabgezogen. Wem es glückte, sich durch die Stärke seiner Ar-

Feldherr ließ seine Reiterei wider alle Erwartung zurückzukommen. Eben jene Sümpfe und Untiefen, worin er hier einen Haufen verirrter Fußknechte, dort ein Pferd mit seinem Reiter verschwinden sah, ließ ihn für die Seinigen einen schrecklichen Ausgang fürchten, wenn es dem Grafen von Nassau glückte, seine Deutschen an irgend einem schicklichen Orte zum stehen zu bringen. Er wandte sich deswegen nach Rheden, um sich vorläufig dieses höher an dem Flusse liegenden Ortes zu bemächtigen. Dadurch schnitt er nicht nur dem Feinde die Zufuhr aus Westphalen ab, sondern sicherte sich auch einen Uebergang über die Ems, falls derselbe es dienlich finden sollte, sich nach Westphalen zurückzuziehen. Der Erfolg zeigte indessen bald, daß beide Maaßregeln überflüssig waren.

Der Graf von Nassau hatte sich inzwischen zu Gemmingen verschanzt, einem Orte dessen Lage, zwischen dem Meerbusen, der unter dem Namen Dollart bekannt ist, der Ems und der Stadt Emden, auf dem Rücken, eine Art von Schlupfwinkel bildet. Die einzige Seite, die dem Feinde offen stand, hatte er mit Batterien bedeckt. In einem solchen Lager hätte Nassau eine dreifach stärkere Heeresmacht als die spanische nicht fürchten müssen, allein ihm ahnete nichts Gutes, weil er sich auf seine gedungenen Soldaten nicht verlassen konnte. Seine Ahnung ging bald in die traurigste Wirklichkeit über. Denn als sich die Spanier dem Lager näherten, foderten seine Truppen mit

Ungestüm Geld, und fiengen die vorigen Meutereien wieder an. Sie ließen sich zwar scheinbar besänftigen, allein im Augenblicke des Angriffs liefen viele Kompagnien, die man im Oldenburgischen geworben hatte, zum Feind über, der ihnen ihren verdienten Lohn richtiger bezahlte, als sie unter der Fahne, die sie verlassen hatten, erwarten durften. Die Spanier säbelten sie sämmtlich nieder.

Das Gefecht wurde bald allgemein, besonders an der Fronte. Dieß war jedoch nur eine Maske, unter welcher die Spanier ihren wahren Angriff auf der Seite der Batterien, die sie von Mannschaft fast ganz entblößt fanden, verdeckten. Die Eroberung derselben war für sie entscheidend, denn nun stand ihnen der Weg ins Lager offen. Die schrecklichen Scenen, welche jetzt erfolgten, waren nicht mehr ein Kampf, sondern ein Gemetzel zu nennen. Wie die Ems, wenn es dem Grafen von Nassau gelungen wäre, sie in das tiefere Land hinabzuleiten, auf die Spanier hereingestürzt seyn würde, so überschwemmte diese jetzt das ganze Lager. Die meisten Deutschen warfen sich dem Sieger mit gestreckten Waffen zu Füssen, und erlangten dadurch nichts als einen schnellern Tod. Viele kamen in den Sümpfen, worin sie im Gewühl der Flucht einander stürzten, viele durch das Schwerdt, die Meisten in den Wellen des Flusses um. Ungeübt im Schwimmen, wurden sie von der Last ihrer Rüstungen hinabgezogen. Wem es glückte, sich durch die Stärke seiner Ar-

me, oder auf seinem Pferde emporzuhalten, der entging den Kugeln der Spanier nicht, die mit ihren Büchsen am Ufer auf der Lauer standen. Sechzehn schwere Stücke, nebst allem, was an Gepäck und Kriegsbedürfnissen vorhanden war, und die reiche Bagage der Anführer, wurden ein Lohn der Ueberwinder. Mit Mühe rettete sich der Graf von Nasau verkleidet auf einem kleinen Fahrzeuge über die Ems, oder schwamm, wie Alba an Jemand schrieb, nackt hinüber. Er sammelte die elenden Trümmer seines Heeres, und ging damit zu seinem Bruder nach Deutschland zurück.

So unbegreiflich der Ausgang dieser Unternehmung selbst den Siegern scheinen mußte, so ungewöhnlich war die Art, wie sich die Nachricht davon verbreitete. Einige Kaufleute, welche an diesem Tage, und gerade zur Zeit der Ebbe, den Dollart beschifften, sahen eine große Menge von Hüten aus dem Wasser treiben, das aus der Ems in jenen Meerbusen zurückgetreten war. Sie erkannten daraus nicht nur, daß an den Ufern des Flusses ein fürchterliches Blutbad vorgefallen, sondern auch auf welcher Seite der Vortheil gewesen sey; denn die Hüte waren alle von einer Form, wie sie die Deutschen damals statt der Helme trugen. So kam es, daß der Bote, den Alba nach Gröningen abschickte, die ganze Stadt schon von der Neuigkeit unterrichtet fand, womit er den Kommandanten überraschen wollte. Sie ging mit unglaublicher Geschwindigkeit von Mund zu Munde durch die

Provinzen, und der Eindruck, den sie machte, war für Oraniens Plane so nachtheilig, als der Unfall selbst. Nur von den Heftigsten seiner Anhänger im Innern des Landes durfte er erwarten, daß ein solches Unglück ihren Muth nicht schwächen würde. Die Katholiken waren geneigt, das Glück der spanischen Waffen dem Gebet des heiligen Vaters zuzuschreiben. Und allerdings durfte Pius der Fünfte sich als Förderer des Sieges betrachten. Er hatte, seine Fürbitten ungerechnet, den Herzog von Alba mit beträchtlichen Geldsummen unterstützt. Dafür war nun auch das erste Schreiben, welches der Feldherr vom Schlachtfelde absandte, nach Rom bestimmt, wo es mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen wurde. Drei Tage lang feierte man die Niederlage der Rebellen unter dem Donner des Geschützes, und mit dem ganzen Pomp des römischen Gottesdienstes; drei Nächte hindurch war die Hauptstadt der christlichen Welt erleuchtet. Man überließ sich nicht mit Unrecht der Freude, denn wenn sich gleich damals schon voraus sehen ließ, daß bei weitem noch nicht alles zu Ende sey, so war doch wenigstens ein Drittheil der Ketzerarmee so gut wie vertilgt.

17.

Der Prinz von Oranien zieht gegen den Herzog von Alba zu Felde. Unglücklicher Ausgang dieses Feldzuges.

Der Prinz von Oranien befand sich in den

Gegenden von Aachen und Lüttich, als ihm sein Bruder Ludwig die Schreckensnachricht von dem erlittenen Verluste in eigener Person überbrachte. Sein Erstaunen war mit desto größerem Verdruß verbunden, je zuversichtlicher er auf die Fortschritte seiner Waffen in den nördlichen Provinzen gerechnet hatte. Es war nicht seine Schuld, daß seine Unternehmungen keinen raschern Fortgang gewannen. Mangel an Geld und andere Schwierigkeiten hemmten die Ausführung seiner Plane. Es waren ihm glänzende Versprechungen gemacht worden, aber die wenigsten davon wurden erfüllt. Da außerdem die Versammlung der vielen fremden Truppen nicht sowohl von seinen Befehlen, als vielmehr von dem guten Willen der Hülfsvölker selbst abhing, so kostete es ihn ungemein viel Zeit und Mühe, um seine Armee vollständig zu machen.

Alba benutzte inzwischen den erlangten Sieg nach seiner Weise. Er verweilte noch einige Zeit in der eroberten Provinz, und suchte die Grenzgegenden durch tüchtige Vorkehrungen vor allen künftigen Versuchen auswärtiger und einheimischer Revolutionsfreunde zu sichern. In dieser Absicht nöthigte er die Gröninger, den ihnen lange schon bestimmten Bischof aufzunehmen, und gab ihnen einen Statthalter, auf dessen Treue er sich verlassen konnte. Damit es aber diesen Wächtern des königlichen Interesse, so wie an gutem Willen, auch an Mitteln nicht fehlen möchte, entschloß er sich, trotz seines äußerst mißlichen Mangels an

Trup=

Truppen, ansehnliche Besatzungen in den wichtigern Plätzen zurückzulassen. Endlich ertheilte er dem Paciotto, einem berühmten Baumeister, den Befehl, in Gröningen eine Citadelle, nach dem Muster der Antwerpischen, anzulegen. Lauter Maaßregeln, die den Groll der Niederländer wieder aus der Betäubung weckten, in die ihn die Niederlage bei Gemmingen versetzt hatte. Aber noch ehe Alba wieder als Sieger in Gröningen einzog, ereignete sich ohne seine Schuld ein Vorfall, der zum Volkshasse und zu Verwünschungen Anlaß gab. Er gehört in die Reihe der großen Unglücksfälle, die während Alba's Verwaltung so häufig waren, daß man dadurch endlich auf den Gedanken kam, die Niederländer seyen von ihrem Regenten einem Ungeheuer, von der Vorsehung einem Dämon abgetreten.

Alba hatte sich zwei Tage in der Gegend des Schlachtfeldes verweilt; am dritten brach er auf, um über Damm nach Delfziel zu marschiren, und diesen Hafen mit Besatzung zu versehen. Da er seinen Zug durch die Gegend von Winschoten nehmen mußte, so weckten hundert Gegenstände in den Gemüthern der Spanier ein trauriges Andenken auf. Hier war der brave Graf von Aremberg, dort der Kern seines Heeres gefallen. In diesem Dorfe hatten die Soldaten, der sardinischen Legion, statt eines sichern Zufluchtsortes, verrätherische Gastfreunde und einen schmählichen Tod gefunden. Trunken von Glück und Sieg beschlossen die Kameraden dieser Unglücklichen, mit

Schwerdt und Feuer eine Rache zu nehmen, die zu entschuldigen gewesen wäre, wenn es in ihrer Gewalt gestanden hätte, den Flammen Gesetze vorzuschreiben. Allein ein heftiger Windstoß kam ihrer Wuth so über alle Erwartung zu Hülfe, daß die unmenschlichsten unter ihnen sich entsetzten, als sie die leichten Strohdächer in einer fürchterlichen Höhe gen Himmel lodern, und bald den ganzen Horizont in Feuer sahen.

Der Schade, den die armen Landleute durch diesen schrecklichen Brand erlitten, wurde auf eine Million Gulden berechnet. Es half ihnen nichts, daß Alba die Urheber des Brandes auf der Stelle henken ließ, daß er den völlig unschuldigen Kommandanten des Regiments kassirte und dergl. Er selbst fuhr fort, den Abscheu der Einwohner durch neue Unthaten rege zu machen. Beinahe an jedem Orte, den er auf seinem Marsche heimsuchte, ließ er die Einwohner seine Anwesenheit auf eine gehässige Art fühlen. So wurde z.B. in Amsterdam einer sehr reichen achzigjährigen Dame auf seinen Befehl der Kopf abgeschlagen, weil sie einen protestantischen Prediger in ihr Haus aufgenommen hatte, und ihr ganzes Vermögen fiel in seine Hände.

Die Grausamkeiten, welche Alba zu verüben fortfuhr, trugen viel dazu bei, die Macht des Prinzen von Oranien zu verstärken. Sein Ansehen, das immer sehr groß gewesen war, hatte seit der Hinrichtung Egmonds und Hoorne's unge-

mein zugenommen. Von da an theilte den Enthusiasmus des Volks mit Keinem mehr, und das unglückliche Schicksal seines in spanischer Gefangenschaft schmachtenden Sohnes machte, daß diejenigen, die den Staatsmann und Helden nicht bewundern konnten, den gebeugten Vater in ihm bedauerten. Was ihm aber die meisten Herzen gewann, war der Anstrich von Edelmuth, den er allen seinen Schritten zu geben bemüht war. Er machte die Ursachen seines Kriegszuges in öffentlichen Schriften bekannt, und führte darin unter andern an, „daß die Spanier die Inquisition in den Niederlanden eingeführt hätten, um auf diesem Grunde das Gebäude einer willkührlichen Herrschaft aufzuführen; daß der Herzog von Alba Schuldige und Unschuldige verfolgte, beraubte und hinrichten ließe; daß er die von dem Könige sebst beschwornen Vorrechte mit Füßen träte; daß er (Prinz von Oranien) daher, aus Mitleiden gegen das unterdrückte Volk, und aus wahrem Eifer für den königlichen Dienst, auf Ansuchen sowohl der Katholischen als Unkatholischen, beschlossen habe, zur Rettung der niederländischen Freiheit, die Waffen wider die Gewalt der Spanier zu ergreifen, und Gut und Blut zu dem Ende aufzuopfern." Sein Manifest war überhaupt ein beredter Kommentar zu der Inschrift seiner Fahne: „Für das Gesetz, das Volk und den König."

Am Anfange des Herbstes 1568 war der Prinz endlich im Stande, seinen Zug nach der Maas

anzutreten. Bei einer Musterung, die er jetzt vornahm, ergab es sich, daß seine Armee bis auf acht und zwanzig tausend Mann angewachsen war; eine Anzahl, die damals, da die Armeen so ansehnlich wie heut zu Tage noch nicht waren, ein furchtbares Heer ausmachte. Seine Infanterie bestand aus sechzehn tausend Deutschen und zweitausend Niederländern und Franzosen. Den vorzüglichsten Theil des Heeres aber bildete die zehn tausend Mann starke Kavallerie, weil sich dazu fast lauter Veteranen eingefunden hatten, die in den französischen Bürgerkriegen abgehärtet waren. Seine Artillerie war ebenfalls sehr ansehnlich; er führte, die kleineren Stücke ungerechnet, zwanzig Kanonen vom schwersten Kaliber mit sich. Allein die Menge seiner Truppen war kein Vortheil für ihn, vielmehr mußte dem Feldherrn bei ihrem Anblick schlimm zu Muthe werden, wenn er sich nicht auf seine Versorgungsanstalten, und vorzüglich auf seine Kriegskasse verlassen konnte. Etwas Geldvorrath hatte er sich verschafft, und wäre es auf den guten Willen seiner Anhänger angekommen, so hätte er sich aller Sorgen entschlagen dürfen. Der Kurfürst von der Pfalz, der Herzog von Würtemberg und die Stadt Strasburg hatten sich zu einer dreimonatlichen Besoldung des deutschen Fußvolks abheischig gemacht. Für die niederländische und französische Infanterie versprach ein reicher spanischer Kaufmann in Antwerpen monatlich drei tausend Thaler herzuschießen. Den Unterhalt der Kavallerie hatten

die Anführer selbst übernommen. Wie ernstlich es aber auch mit diesen Anerbietungen gemeint seyn mochte, so war der Prinz von Oranien (selbst ein deutscher Fürst) doch gar zu gut unterrichtet, wie es mit den Einkünften seiner Kollegen aussah. Weit entfernt also, sich dabei zu beruhigen, ließ er es seine Hauptsorge seyn, sich von einer so unsichern Unterstützung unabhängig zu machen. Das rathsamste oder vielmehr das einzige, was er in dieser Absicht thun konnte, war, sobald als möglich vorzurücken, und sich einiger der reichsten Städten Brabants zu bemächtigen. Glückte dieß, so war ihm geholfen, und daß es ihm nicht fehlschlagen werde, dazu hatte es allen Anschein.

Alba war inzwischen durch Holland nach Brüssel zurückgekehrt, wo er seinen ältesten Sohn, Friedrich von Toledo, antraf. Dieser war mit zwei tausend fünfhundert Mann spanischen Fußvolks, und einer ansehnlichen Summe Geldes, aus Spanien angekommen. Mit dieser Verstärkung ging Alba dem Prinzen von Oranien entgegen, der in Brabant eingefallen war, und sich der Städte Tongern und St. Truyen bemächtigt hatte.

Da die Unternehmung des Prinzen von Oranien nur durch eine schnelle Ausführung gelingen konnte, so rückte er in Eilmärschen dem Herzoge von Alba entgegen, und foderte ihn zur Schlacht auf. Dieser befolgte hier aber ein ganz anderes System, als bei dem Feldzuge in Friesland. Dort war er angreifend verfahren, hier wollte er sich auf

die strengste Vertheidigung einschränken. Er bediente sich aller ersinnlichen Kriegslist, einer Schlacht auszuweichen, zu der ihn der Prinz von Oranien nöthigen wollte. Der erfahrne Feldherr hoffte durch Weichen und Zaudern desto gewisser zu siegen, je deutlicher er vorhersah, daß es dem Prinzen in die Länge sehr schwer, ja unmöglich fallen würde, eine so furchtbare Macht von einer Jahreszeit zur andern auf den Beinen zu erhalten, und daß am Ende des Feldzuges die ganze Menge, wie Schnee schmelzen und von selbst verschwinden würde.

Einen besondern Grund, diesem Systeme treu zu bleiben, fand Alba in der Betrachtung des Landes, das er vertheidigte. Von Einwohnern umgeben, die ihn auf den Tod haßten und die den siegenden Feind mit Sehnsucht erwarteten, sah er wohl, daß die geringste Wunde tödtlich seyn, und der Verlust eines einzigen Treffens sein völliges Verderben nach sich ziehen würde. Diese Betrachtungen bewogen ihn zu dem hartnäckig festgehaltenen Entschlusse, gänzlich in den Schranken der Vertheidigung zu bleiben, und nicht eine einzige Brigade der Gefahr des Angriffs auszusetzen. Vergebens waren daher alle Versuche des Prinzen von Oranien, ihn zu einer Schlacht zu nöthigen. Es half ihn nichts, daß er neun und zwanzigmal sein Lager veränderte, um den Herzog zu umringen, einzuschließen, abzuschneiden, oder auf andere Art seinem Plane untreu zu machen. Alba zog sich zurück, wich auf die Seite aus, verschanzte

sich, und vermied durch die Vortheile, die er von Flüssen, Gegenden und andern Umständen zu ziehen wußte, alle Schlingen, die ihm gelegt wurden. Die Schritte wozu ihn dieser Plan nöthigte, waren oft sehr demüthigend für ihn. Die Truppen schämten sich der verborgenen Schlupfwinkel, durch welche er sie oft, wie Flüchtlinge, dem auffodernden Feinde entzog. Seine Feldherren, sogar seine Söhne, zeigten ihm manche schöne Gelegenheit, sich mit Vortheil zu schlagen; allein er gab ihnen kein Gehör, ja er gerieth vielmehr in Hitze, und drohte mit fürchterlicher Miene denjenigen den Tod, die ihm noch ein Wort vom Angreifen reden würden.

Der Prinz von Oranien war inzwischen mit seiner Hauptmacht an dem rechten Ufer der Maas angekommen, und traf sogleich Anstalten, über diesen Fluß zu setzen. Dieß suchte aber Alba, durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, zu verhindern. Er besetzte das linke Ufer des Flusses mit Wachen, ließ die Brücken abbrechen, die feuchten Stellen undurchgänglich machen, setzte sich mit der Hauptmacht, unfern Mastricht, und verschanzte sein Lager aufs Stärkste. Der Prinz von Oranien zog lange am Ufer hin und her, bis er endlich in der Gegend von Stochem eine Untiefe fand, die der Feind unbeachtet gelassen hatte. Hier versammelte er des Abends seine Truppen, und stellte seine Kavallerie in einer dichten Linie queer durch den Fluß. Dadurch wurde der Lauf des Wassers noch mehr gebrochen, und auf diese Weise gelang es

ihm, in einer Nacht sein ganzes großes Heer, mit Gepäck und schwerer Artillerie, wohlbehalten auf die andere Seite zu bringen.

Als sich die Nachricht von dieser Begebenheit verbreitete, gerieth alles in eine außerordentliche Bewegung; den Patrioten wuchs der Muth, und die Spanischgesinnten erschracken. Alba selbst wollte es anfangs nicht glauben, als ihm das kühne Wagestück gemeldet wurde, und ragte voll Erstaunen, ob denn der Rebellenfeldherr ein Heer von Vögeln kommandire? Seine Zweifel schwanden erst dann, als er die Feinde vor seinem Lager erscheinen sah.

Der Prinz von Oranien hiet es für das Beste, sogleich den ersten Schrecken zu benutzen, der bis in Alba's Zelt vorgedrungen war. Eine Schlacht wurde für ihn immer dringender, hauptsächlich wegen des Mangels an Lebensmitteln, der sich in seiner Armee bereits drückend äußerte. Alba befand sich aber in einer solchen Stellung, daß es unmöglich war, ihn aus seinen Verschanzungen herauszustürmen. Oranien suchte ihn deswegen herauszulocken, und bot zu dem Ende alle Künste der Taktick auf; allein vergebens. Er schickte einen Trompeter mit einer förmlichen Ausfoderung an ihn ab; Alba ließ ihn hängen. Die Deutschen gingen so weit, daß sie die Dörfer rings umher in Brand steckten; Alba stand unbeweglich. Nur einzelne Gefechte ließ er zu, um die Feinde in der Meinung seiner Soldaten herabzusetzen, und

den Muth der Offiziere, die den Defensivkrieg verwünschten, nicht ganz unbeschäftigt zu lassen. Am unzufriedensten war Vitelli, der Anführer der Kavallerie. Ihm ward auf einer Streiferei sein Pferd, eine schöne Stutte, unter dem Leibe todtgeschossen. Da es ihm nun glückte, den folgenden Tag dafür dreihundert Pferde zu erbeuten, so führte er diese triumphirend dem Herzoge vor. „Siehe, rief er, so viele Füllen hat mir die Eine Stutte geboren!" Alba lächelte, und vertröstete ihn auf den ersten December. Wenn Oranien gegen diese Zeit nicht ohne Schwerdtschlag zur Verzweiflung gebracht sey, so versprach er ihm, zu schlagen. Er sah mit großer Wahrscheinlichkeit voraus, daß der Prinz, wegen des nahen Winters nicht lange im Feld bleiben könnte, und daß er bald Mangel an Geld und Lebensmitteln leiden würde. Er schnitt ihm auch auf alle Weise die Zufuhr ab, und zwang ihn dadurch, seinen Lagerplatz öfters zu verändern, welches die Truppen sehr abmattete.

Unter solchen Umständen konnte der Aufruhrsgeist der Deutschen unmöglich schlummern. Noch beruhigte ihn der Prinz von Oranien durch die Aussicht auf einige Orte, den er seinen Soldaten zur Plünderung Preis zu geben versprach; als ihm aber auch zu diesem Ziele der Weg versperrt wurde, so geschah dann endlich, was Alba erwartete. Eine allgemeine Empörung brach mit solchem Ungestüm los, daß in dem ersten Augenblick der Entdeckung weder Verheißungen noch Drohungen mehr hinreichten, sie zu dämpfen. Ein Theil

der Truppen weigerte sich zu marschiren; ein anderer rottete sich mit gezogenen Schwerdtern um den Feldherrn zusammen. Schon flogen Kugeln; ein Hauptmann, der dem Prinzen von Oranien zur Seite ritt, ward durch das Herz getroffen, und die Mörder hatten ihre Büchsen zum zweiten Mal angeschlagen, als zum Glück die Nachricht eintraf, daß eine Verstärkung von drei tausend fünf hundert Franzosen heraneile. Hierdurch erhielt der Prinz ein Mittel, die verführten Soldaten zu beruhigen, die Rädelsführer aber im Zaum zu halten. Um sich mit den Franzosen zu vereinigen, ging er über den kleinen Fluß Gete, nachdem er, zur Bedeckung des Ueberganges, fünfzehn hundert Mann auf einen Hügel gestellt hatte. Diese ließ Alba angreifen, welches ein Gefecht veranlaßte, worin der Prinz zwei tausend Mann verlor. Der Graf von Hoogstraaten empfieng hier eine tödtliche Wunde, an der er bald hernach starb.

Der Prinz von Oranien vereinigte sich inzwischen mit den Franzosen, die aus dem Luxenburgischen heranrückten. Dadurch wurde zwar der kürzlich erlittene Verlust an Mannschaft ersetzt, dem Geld- und Proviantmangel aber auf keine Weise abgeholfen. Der Rückzug wurde deswegen fortgesetzt, und da der Bischof von Lüttich den Weg durch sein Gebiet versperrte, so beschloß der Prinz durch Hennegau nach Frankreich zu gehen, und sich dort mit den Hugonotten zu vereinigen. Alba verfolgte ihn auf seinem Wege, und beun-

ruhigte ihn ohne Unterlaß. Darüber kam es am neunten December bei Quesnoi zu einem hitzigen Gefechte, worin die Spanier mit einem ansehnlichen Verlust geschlagen wurden.

Endlich kam der Prinz in Frankreich an, aber in der Gegend von Soissons fiengen seine Soldaten, wegen des rückständigen Soldes, von neuem an sich zu empören, und verlangten mit Ungestüm, nach Deutschland zurückgeführt zu werden. Alle Vorstellungen waren vergebens; mitten im Winter mußte der Prinz sein Heer durch Champagne und Lothringen nach Strasburg zurückführen. Hier verkaufte er sein Geschütz und anderes Kriegsgeräth, bezahlte von dem Erlös den Truppen einen Theil des rückständigen Soldes, und dankte sie darauf ab. So unglücklich endigte sich ein Kriegszug, von dem Viele die Befreiung der Niederlande gehofft hatten. Dieser erste mißlungene Versuch entmuthigte indessen den Prinz von Oranien nicht, vielmehr versprach er sich alles von der Zeit. Er wußte, daß in allen Provinzen der größte Theil für ihn gestimmt sey, der Herzog von Alba hingegen durch den Mißbrauch seiner Siege sich immer mehr Haß zuziehen, immer mehr Feinde erwecken, und demnach seinem patriotischen Eifer den Weg bahnen würde, durch den Beistand der sämmtlichen Einwohner früh oder spat im Lande festen Fuß zu fassen. Um inzwischen die Hitze der Empörung im Innern des Landes nicht erkalten zu lassen, war es ihm jetzt

genug, der Nation gleichsam einen Wink gegeben zu haben, daß ihr Retter vor der Thür sey.

18.

Uebermuth des Herzogs von Alba. Er errichtet sich eine Bildsäule. Unruhen wegen der neuen Steuren.

Der Herzog von Alba, stolz auf die erlangten Vortheile, kehrte nach Brüssel zurück, und hielt daselbst am zwei und zwanzigsten December 1568 einen feierlichen Einzug, der einem Triumphe glich. Er vertheilte darauf seine Armee in die Winterquartiere, bezahlte den deutschen Truppen, die sich bei seinem Heere befanden, den rückständigen Sold, und ließ sie nach Hause gehen. Da die Ruhe in den Niederlanden ziemlich wieder hergestellt war, so schickte er dem Könige Karl dem Neunten von Frankreich, der sehr von den Hugonotten gedrängt wurde, drei tausend Mann zu Fuße und zwei tausend Mann zu Pferde zu Hülfe, die dem Könige gute Dienste leisteten.

Die Freude über die Vertreibung des Ketzerheeres aus den Niederlanden war nirgend größer, als in Rom. Der Pabst überhäufte den Herzog von Alba mit den glänzendsten Lobsprüchen, gab ihm den Titel eines Vertheidigers der katholischen Religion, und sandte ihm zum Geschenke einen geweihten rothen Hut, einen mit Diamanten besetzten goldenen Degen und einen Zweig von Golde; so daß eben der Mann, den man in Flandern als einen Tyrannen verabscheute, in Rom als ein

Beschützer der Kirche verehrt wurde. Der Herzog wollte indessen die Geschenke des heiligen Vaters, die seinem Stolze umgemein schmeichelten, mit einer recht ausgezeichneten Feierlichkeit empfangen. Der Erzbischof von Mecheln erhielt deswegen den Befehl, sie ihm in der Hauptkirche seiner bischöflichen Residenz, unter dem Schalle der Trompeten und dem Donner der Kanonen, zu überreichen. Die Niederländer seufzten, aber Niemand wagte es, seinen Unmuth laut werden zu lassen. Denn Alba ging auf der Bahn seiner Grausamkeiten fort, und labte seine Rachgier und Habsucht noch an einer Menge Personen von verschiedenem Stand und Geschlechte, die er, der frühern Unruhen wegen, martern und hinrichten ließ.

Die angefangenen Festungsarbeiten mußten inzwischen ununterbrochen in mehreren niederländischen Städten fortgesetzt werden, besonders beschleunigte Alba die Befestigung von Antwerpen. Als man damit bald fertig war, ließ er auf dem großen Platze der Stadt seine Bildsäule aufrichten, die er aus den in der Schlacht bei Gemmingen erbeuteten Kanonen hatte gießen lassen. Man kann sich nicht leicht ein stolzeres und unverschämteres Denkmal vorstellen. Die Bildsäule war fünfzehn Fuß hoch, der Kopf war bedeckt, der rechte Arm bloß und über die Stadt ausgestreckt. Sie trat zwei umgeworfene Bildsäulen unter die Füße, die sich durch ihre große Anzahl von Händen bemerklich machten, welche mit Taschen, Bettelsäcken, Bündeln von Waffen, und dergleichen Sinnbildern der

Geusen angefüllt waren. Das Gesicht dieser Bildsäulen war mit Masken bedeckt, und an ihrem Halse hiengen Schüsseln der Geusen. Die Bildsäule ruhte auf einem Fußgestelle von Marmor, auf dessen Vorderseite die Worte eingegraben waren: „Dem Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzoge von Alba, Statthalter der Niederlande unter Philipp dem Zweyten, Könige in Spanien, dem getreuesten Minister des besten Königes, nachdem er den Frieden in diesen Provinzen wieder hergestellt, den Aufruhr unterdrückt, die Rebellen verjagt, die Religion vertheidiget und die Gerechtigkeit beschützt hat." Auf der einen Seite dieses Fußgestelles sah man einen Schäfer, der seine Heerde auf die Waide führte; Wölfe flohen vor ihm. Man hatte auch die Morgenröthe vorgestellt, die einen Schwarm Eulen und Fledermäuse verjagte. Auf der andern Seite des Fußgestelles sah man die Frömmigkeit auf Siegeszeichen und verschiedenen Kriegsmaschinen sitzen. Ueberall waren Aufschriften beigefügt, die sich auf die Bilder bezogen, und unter der Bildsäule las man die Worte: „Verfertiget von Jungeling aus den Kanonen, die dem Feinde abgenommen worden."

Dieses Denkmal machte den Herzog bei den Niederländern noch verhaßter, und zog ihm selbst den Unwillen seines Hofes zu. Der König von Spanien ließ nach einigen Jahren diese Bildsäule niederwerfen, und die Niederländer verfertigten aus derselben ein Crucifix, das bis auf unsere Zeiten

auf dem großen Plaze in Antwerpen zu sehen war. Man habe, hieß es, aus dem Teufel einen Gott gemacht.

Alles, was Alba unternahm, diente nur dazu, die Niederländer immer mehr zu kränken, zu unterdrücken und von neuem zum Widerstande zu reitzen. So ließ er im Anfange des Jahres 1560 seine Befehle zur Einführung der Inquisition und der Schlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung, und zur Einsetzung der Bischöfe in denjenigen Städten, welche sie noch nicht hatten aufnehmen wollen, ergehen. Der Rath der Unruhen fuhr gleichfalls fort, mit Hängen, Köpfen, Verbrennen und andern schrecklichen Strafen zu wüthen. Der Kriegszug des Prinzen von Oranien hatte eine neue Art von Verbrechen hervorgebracht. Denn Alle, die ihm einen guten Fortgang gewünscht, oder sich über sein Unglück betrübt hatten, wurden für strafbar gehalten. Dieß hatte ein neues und allgemeines Flüchten der Einwohner zur Folge, welche sich in alle europäische Länder zerstreuten, wo der verbesserte Gottesdienst geduldet wurde. Viele Fabrikanten und Manufakturisten wandten sich nach England, wohin sie, zum großen Schaden des niederländischen Handels, ihre Kenntnisse und ihren Kunstfleiß brachten.

Die Steuren, welche Alba bisher von den Niederländern gefodert hatte, waren nicht sehr drückend gewesen. Die Hinrichtung so vieler Reichen, deren Güter eingezogen wurden, war eine

Erwerbsquelle, die selbst seinen Geiz befriedigte. Als aber diese Quelle zu versiegen anfing, war er auf andere Mittel bedacht, um seinen Aufwand und die Ausgaben zu bestreiten, die seine kostspieligen Plane heischten. Er hatte anfangs geglaubt voraussetzen zu dürfen, sein König werde ihn um so bereitwilliger mit allen Hülfsmitteln unterstützen, je trefflicher sich die Grundsätze seiner Verwaltung in der Ausführung bewährten. Allein er mußte bald einsehen, daß er sich in dieser Meinung geirrt hatte, Philipp, der reichste Monarch des Erdbodens, der mit eigenen Händen fruchtlose Millionen verschwendete, war argwöhnisch und geizig, wie ein Krämer, wenn er seine Schätze der Verwendung eines Andern, selbst des erprobtesten seiner Diener, anvertrauen sollte. Er hielt die großen Summen, die sich Alba durch die Konfiscationen verschaffte, für noch größer, als sie wirklich waren. In dieser Voraussetzung ließ er es seinem Stellvertreter sowohl an Geld als an Truppen fehlen. Die Folge davon war, daß Alba im März 1569 eine allgemeine Steuer ausschrieb, welche hinlänglich groß wäre, den Mangel an Zufluß in die Kassen zu ersetzen. Diese Steuer sollte beständig dauernd seyn, damit der Regent von der Abhängigkeit los gemacht würde, stets von den Ständen zu fodern, und es auf ihren guten Willen ankommen zu lassen, ob sie zahlen wollten. Er fand hiezu keine Auflage geschickter, als die

in

in Spanien eingeführte Abgabe des zehnten Pfennigs von allem Verkauf beweglicher, und des zwanzigsten von dem Verkaufe unbeweglicher Dinge; die drückendste aller Steuern, in einem handelnden Staate nicht auszuführen, ohne ihn zu Grunde zu richten. Außerdem verlangte er von den sogenannten alten Niederlanden, das heißt, von den Provinzen, die schon Karl des fünften Vorfahren besessen hatten, den hundertsten Pfennig einmal zu bezahlen.

Es war in den Niederlanden vielleicht keine Familie, die nicht unter Alba's Tyrannei gelitten hatte, und die nicht den Verlust irgend eines geliebten Angehörigen beweinen mußte. Dennoch hatte Niemand das Schwerdt gezogen, als der Prinz von Oranien zur Befreiung des Landes erschienen war, und nur Wenige hatten kärglich ihre Kassen geöffnet. Jetzt aber, da Alba die neue Besteuerung bekannt machte, war die Gährung allgemein, und man hat nicht mit Unrecht behauptet, der zehnte Pfennig habe die Niederländer vom spanischen Joche befreit. Die Stände weigerten sich allgemein, diese Steuer zu bewilligen, und selbst die Statthalter der Provinzen und der Finanzrath widerriethen eine so gefährliche und schädliche Neuerung. Sie bewiesen, daß die Einführung einer solchen Steuer nicht nur den Privilegien des Landes zuwider sey, sondern auch recht eigentlich einen Staat zu Grunde richte, dessen Wohlstand auf der Handlung beruhe, weil die

Verkaufsartikel dadurch so vertheuert würden, daß man hinsichtlich des Verkaufspreises den Nachbarstaaten offenbar nachstehen müßte.

Jeder gutdenkende Regent würde solche Vorstellungen beachtet, und andere Maaßregeln ergriffen haben, um den Kassen die nöthigen Zuflüsse zu verschaffen. Aber der Herzog von Alba war der Mann nicht, der sich durch landesväterliche Beweggründe von verderblichen Anschlägen abwendig machen ließ: er bestand so hartnäckig auf seiner Forderung, daß der Streit, welcher von beiden Seiten mit gleicher Hitze geführt wurde, bis zur Zeit seiner Abreise aus den Niederlanden fortdauerte. Er ließ, um die Gelder einzutreiben, immer neue und geschärftere Edicte bekannt machen. Man schlug ihm andere Mittel vor, die Staatsausgaben zu decken. Er verwarf aber solche Vorschläge und sagte, daß diese Auflage in seinem Herzogthume Alba eingeführt sey, und er habe davon sehr gute Einkünfte, gleichsam als ob die Gewohnheiten eines kleinen Winkels in dem armen und unfruchtbaren spanischen Königreiche Leon für die reichen und blühenden Niederlande passend wären, deren Wohl von der Freiheit des Handels abhängig war. Er meinte überdieß, daß die Niederländer sich gegen die neue Besteurung um so weniger auflehnen könnten, als sie durch die Gesetze verurtheilt, durch die Waffen bezwungen, und sonst der königlichen Begnadigung unwürdig wären. Um den Herzog so gut als möglich zu befriedigen,

schossen die Staaten eine Summe Geldes vor, die dem Betrag der Auflage, nach seiner eigenen Berechnung, gleich kam. Einige kauften sich mit einer gewissen Summe los; allein Alba spottete der Einfalt dieser Leute, die sich auf Treue und Glauben so bereitwillig finden ließen. In seinen neuen Edicten wurden sie, so gut wie jeder Andere, der noch nichts bezahlt hatte, mit begriffen. Er ernannte Commissarien in den Städten und auf dem Lande, welche das Vermögen eines jeden Einwohners schätzen und aufzeichnen mußten. Durch diesen Schritt erregte er einen schrecklichen Aufstand in allen Provinzen, und selbst in Brüssel entstand, unter den Augen des Herzogs, ein Tumult. Die Kaufleute und Handwerker schlossen ihre Gewölbe und Läden zu, so daß man in der Stadt bald an den nothwendigsten Dingen Mangel zu leiden anfing. Die Bäcker wollten sogar kein Brod mehr verkaufen. Dieser Trotz machte den Herzog von Alba wüthend. Er beschloß, besondere Wachen in verschiedenen Gegenden der Stadt aufzustellen, und alle an der Thür ihrer Häuser aufhängen zu lassen, die sich weigern würden, ihre Läden und Gewölbe zu öffnen. Da er den Scharfrichtern zur Vollziehung dieses abscheulichen Urtheils Befehl gab, so mußten die erschrockenen Einwohner sich unter den Willen des Despoten beugen.

Da die Niederländer hofften, bei dem Könige Philipp mehr auszurichten, als bei seinem Statthalter, so baten sie durch eine feierliche Gesandt-

schaft, die sie nach Madrid sendeten, um Abwendung der verderblichen Steuer. Albas Gegenpartei am spanischen Hofe unterstützte die Bitte der Abgeordneten, und bewirkte einen schriftlichen Bescheid des Königs, welcher sich zwar blos auf eine einstweilige Einstellung des zehnten Pfennigs einschränkte. Allein auf besondern Befehl des Monarchen wurde den Abgeordneten mündlich eröffnet, daß sie sich an jenem Ausdrucke, den man blos darum hätte wählen müssen, um die Majestät des Königs und die Ehre seines Statthalters zu schonen, nicht stoßen dürften. Die wahre Willensmeinung des Monarchen wäre, daß der hunderte, zwanzigste und zehnte Pfennig gänzlich abgeschafft, und künftighin, unter bereits verabredeten Bedingungen, keine Frage mehr davon seyn sollte.

Freudig kam die Gesandschaft mit dieser Erklärung zurück. Aber Alba sträubte sich dagegen, und fuhr fort, die neue Steuer einzufordern. Seine Drohungen bewirkten, daß man in einigen Provinzen sich nicht zu weigern wagte, nur die Staaten von Utrecht beharrten bei ihrem Widerspruche. Dieß nahm der Herzog so übel, daß er zehn Kompagnien Spanier nach Utrecht legte, welche durch ihre Ausschweifungen den Einwohnern zwar sehr beschwerlich fielen, sie aber doch nicht zur Einwilligung bewegen konnten.

Alba forderte nunmehr die Staaten von Utrecht vor den Rath der Unruhen, und ließ sie für Rebellen und des Verbrechens der beleidigten

Majestät gegen Gott und Menschen schuldig erklären. Die Staaten vertheidigten sich dagegen ausführlich, und zeigten die ausschweifende Zumuthung des Statthalters in ihrer ganzen Abgeschmacktheit und Ungerechtigkeit. Die Geistlichkeit zu Utrecht, die einen Theil der Staaten ausmachte, hielt dem Herzoge vor, daß er der Bulle in coena Domini zufolge nicht berechtigt sey, ihnen ohne Erlaubniß des Pabstes eine solche Schatzung aufzulegen; ja, sie ließen sogar diese Bulle drucken, welches Alba so übel nahm, daß er gleich darauf ein Censur-Collegium einsetzte, ohne dessen Erlaubniß nichts mehr gedruckt werden durfte. Alba, der die grausamsten und unterdrückendsten Befehle der Päbste pünktlich befolgt wissen wollte, wenn sie nur wider das Volk gerichtet waren, widersetzte sich ihnen auf's trotzigste, wenn sie seiner eigenen Herrsch- und Habsucht entgegen standen. Er erklärte demzufolge die Geistlichkeit, die Edeln und die Städte der Provinz Utrecht für unfähig, ferner die Versammlung der allgemeinen Staaten zu beschicken, und benahm ihnen alle Freiheiten und Rechte, bis der König etwas anderes hierüber verordnen würde. Zwei Tage nach diesem Urtheile ließ er zu Antwerpen mit vielem Pompe einen Generalpardon verkündigen, worin der König den um der Religion willen Flüchtigen Gnade und Barmherzigkeit verspricht, und die Rückkehr in's Vaterland anbietet, jedoch unter der Bedingung, in den Schooß der römischen Kirche zurückzukehren,

und die auferlegte Kirchenbuße zu thun. Von diesem sogenannten Generalpardon waren aber ausgeschlossen alle unkatholischen Prediger, und die, so sie wissentlich herbergten, alle Bilderstürmer; alle, die am Bunde der Edeln Theil hatten; alle, welche die Waffen ergriffen, welche Geld dazu hergaben, einsammelten und dergl.: also die meisten Einwohner der Niederlande. Es waren aber nur Wenige leichtgläubig genug, sich durch diese Versprechungen täuschen zu lassen.

19.

Die Meergeusen. Der Prinz von Oranien nimmt sich von Neuem der Unterdrückten an. Einnahme der Stadt Briel.

Ein großes Unglück, das sich im November 1570 ereignete, gab dem öffentlichen Unwillen über Alba's Härte eine neue Nahrung, und reizte zum offenen Widerstande. Von einem heftigen Sturme ergriffen, stürzten die Wellen des Meeres plötzlich mit so unwiderstehlicher Gewalt wider die Dämme, welche die nördlichen Provinzen gegen den Andrang schützen sollten, daß diese Brustwehren durchbrochen und das offene Land unter Wasser gesetzt wurde. Schrecklich war der Greuel der Verwüstung, den die Ueberschwemmung in den Provinzen Flandern, Holland, Seeland und Friesland anrichtete. Der Schade war unermeßlich, und mehrere tausend Menschen kamen in den Wellen um.

Ganz Europa äußerte seine Theilnahme an

diesem Unfall, und von vielen Seiten her kamen Beiträge für die Verunglückten. Aber Alba blieb ungerührt, und ließ sich nicht einmal bewegen, den verunglückten Provinzen die gewöhnlichen Steuern zu erlassen. Diese Härte war zu empörend, als daß sie nicht hätte von neuem den Entschluß beleben sollen, das unerträgliche Joch abzuschütteln. Die nächste Veranlassung dazu gaben die sogenannten Meergeusen, ein Name, den man denjenigen flüchtigen Niederländern beilegte, die aus Verzweiflung Kaperschiffe gegen die Spanier ausgerüstet hatten. Diese kühnen Freibeuter suchten sich ein neues Vaterland auf dem Meere, und die Flotte des Feindes bot ihnen Reichthümer und Befriedigung ihres Racheburstes. Ohne Hülfsmittel, ohne Hafenplätze, kaum geduldet an Englands Küsten, gelang es ihnen nichts desto weniger, die spanischen Flotten auf allen Meeren zu vernichten, und ihnen jede Verbindung zur See mit den Niederlanden abzuschneiden. Edelleute und Kaufleute gaben Geld her zur Ausrüstung der Kaperschiffe, und theilten den Gewinn. Die englischen, französischen und selbst häufig die deutschen Häfen in der Nordsee, dienten ihnen zur Zuflucht. Da sie indessen ohne Bestallung waren, so konnte man sie nicht anders als Seeräuber betrachten, und wenn man ihre Schiffe nahm, so wurden sie auch als solche behandelt. Wahrscheinlich hätten sie ihr Wesen nicht lange forttreiben können, wenn nicht ihre

Unternehmungen eine regelmäßige Gestaltung erhalten hätten.

Der Prinz von Oranien war es, der die Meergeusen aus Seeräubern in Seehelden umschuf, und sich ihrer bediente, um die Niederlande von Alba's Tyranney zu befreien. Er hatte sich seit dem unglücklichen Feldzuge gegen Alba in Frankreich aufgehalten, einzig in der Absicht, zur Befreiung der Niederlande neue Verbindungen anzuknüpfen. Die Zeitumstände begünstigten seine Plane. Der Friede, den Frankreich mit den Hugonotten schloß, gab ihm Gelegenheit, ein ansehnliches Korps dieser tapfern Truppen in seine Dienste zu nehmen. Außerdem erneuerte er seine Verträge mit den deutschen Reichsfürsten, versicherte sich einer ansehnlichen Verstärkung deutscher Truppen, und traf überhaupt alle Verfügungen, die sein großer Plan erforderte. Oefters besprach er sich deshalb mit dem Admiral Coligny, einem der Häupter der Hugonotten und einem abgesagten Feinde der Tyrannei. Dieser zeigte ihm einst auf der Karte der Niederlande, wie gar nichts die Spanier zur See vermöchten; wie leicht es wäre, sich irgend eines Hafens zu bemächtigen, der zu einem sichern Waffenplatze, und allen Mißvergnügten zur Zuflucht dienen könnte; so daß sich von hier aus nicht nur der Krieg bequem führen, sondern auch das Feuer der Empörung in den Provinzen umher kräftig anschüren und unterhalten ließe.

Je sehnlicher der Prinz von Oranien wünschte, zu Gunsten der unterdrückten Niederländer etwas Erfolgreiches zu unternehmen, um so mehr verfolgte er in Gedanken die Aeußerungen des Admirals Coligny. Jemehr er dem Vorschlage desselben nachdachte, um so einleuchtender erschien ihm die Ausführbarkeit desselben. Mit Hülfe der Meergeusen hoffte er am sichersten seine Plane durchzusetzen. Er unterstützte sie daher aus allen Kräften, gab ihnen Erlaubnißbriefe, und brachte es dahin, daß sie eine Art von Flotte formirten, und ihre feindlichen Unternehmungen nur gegen Spanien richteten. Zu ihrem Anführer ernannte er den Grafen Wilhelm von der Mark, einen jener niederländischen Großen, der sich besonders durch seinen unversöhnlichen Haß gegen die Spanier auszeichnete. Er hatte ein feierliches Gelübde gethan, nicht eher wieder seine Haare zu kämmen noch seinen Bart scheeren zu lassen, bis er den Tod der Grafen Egmond und Hoorne gerächt haben würde. Mit einer kleinen, aber wohlausgerüsteten Flotte segelte dieser kühne Kriegsmann längs den Küsten von Holland und Seeland umher, spürte alle Winkel aus, und fügte der spanischen Partei außerordentlichen Schaden zu.

Die Meergeusen blieben inzwischen nicht immer in den Schranken, die ihnen angewiesen waren. Von der Begierde nach Raub dahin gerissen, verheerten sie zuweilen auch das Land, das sie beschützen sollten. Selbst die Königin von England,

welche ihnen das Einlaufen in ihre Häfen erlaubt hatte, beklagte sich nicht weniger als die übrigen Mächte über die von ihnen angerichteten Unordnungen. Der Prinz von Oranien sah sich deswegen genöthiget, die gegebenen Erlaubnißbriefe zurückzunehmen, und andere ausfertigen zu lassen. Die neuen Kaper brauchten mehr Klugheit als die ersten, und machten häufige Prisen, erlitten aber auch manchen Verlust.

Der Herzog von Alba wandte sich inzwischen mit den dringendsten Vorstellungen an die Königin Elisabeth von England, worin er ihr anlag, den Seeräubern ihre Häfen zu verschließen. Da es ihr noch nicht Zeit zu seyn schien, sich der mißlichen Sache der Niederländer wegen, einen so furchtbaren Feind auf den Hals zu laden, so gab sie diesen Vorstellungen endlich nach, und verbot den Meergeusen, ferner in ihre Häfen einzulaufen. Jetzt sah ihr Anführer kein anderes Mittel, als gerade auf den Texel loszugehen; allein Zufall und widrige Winde führten ihn glücklicher. Er lief am ersten April 1572 in die Mündung der Maas ein, und näherte sich der Stadt Briel, die ohne spanische Besatzung war. Der Graf von der Mark forderte die Bewohner der Stadt, im Namen des Prinzen von Oranien, als königlichen Statthalters, auf, ihm die Thore zu öffnen, und sich dadurch von der Zahlung des zehnten Pfennigs, und der Tyrannei des Herzogs von Alba loszumachen. Da die Einwohner Bedenken trugen,

einen Haufen Leute in ihre Stadt aufzunehmen, die eben nicht an Mannszucht gewöhnt waren, so wurden die Thore erbrochen und die Stadt besetzt. Der Bürgerschaft geschah kein Leid, aber Kirchen und Klöster entgingen der Plünderung nicht, und um gegen einen feindlichen Ueberfall gesichert zu seyn, wurde die Stadt in Eile befestiget.

Diese glückliche Eroberung machte großes Aufsehen, und erweckte von neuem die Hoffnung der Niederländer. Briel, als der Schlüssel von Holland, gab den Meergeusen einen sichern und festen Hafen, wo sie in aller Ruhe über größere Seeunternehmungen brüten konnten. In der That hat auch die Republik der vereinigten Niederlande ihre erste Grundlage den Meergeusen zu danken; denn die Eroberung von Briel war von so wichtigen Folgen, daß sie plötzlich den Staatsangelegenheiten eine andere Gestalt gab. Der Muth der unterdrückten Nation wurde geweckt, und die ganze Nachbarschaft gerieth in Bewegung. Am Ostertage ermahnte der Pfarrer zu Vließingen seine Zuhörer von der Kanzel herab, das unerträgliche Joch des Herzogs von Alba bei einer so günstigen Gelegenheit abzuschütteln. Er predigte so nachdrücklich, daß die Bürger augenblicklich zu den Waffen griffen, und einem Korps spanischer Truppen, das eben in die Stadt ziehen wollte, die Thore verschlossen. Diesem Beispiele folgte bald darauf ganz Seeland; Middelburg allein ausgenommen, wo die spanische Besatzung die Uebermacht hatte, und noch täglich

durch die Flüchtlinge verstärkt wurde, die so glücklich waren, diese Freistätte zu erreichen, denn in der ganzen Provinz war kein Spanier mehr sicher. Man jagte sie aus den Städten, verfolgte sie auf den Straßen, und viele wurden noch auf der Flucht von den Bauern niedergemacht. Ueberall, wo die Spanier in die Hände der Sieger fielen, mußten sie für die verübten Frevel schrecklich büßen. Weder Rang noch Geburt, noch Verdienst oder vorzügliche Talente, kamen in Betrachtung. Don Alvarez Pacheco, ein naher Verwandter des Herzogs von Alba, ward gehenkt. Eines eben so schimpflichen Todes starb der berühmte Kriegsbaumeister Paciotto, der die Citadelle von Antwerpen erbaut hatte. Die gegenseitige Wuth stieg auf einen solchen Grad, daß sogar einst ein Bruder den andern aufhing. Oft wurden die gefangenen Spanier paarweise am Rücken zusammen gebunden und lebendig in's Meer geworfen, welches in der Geusensprache ein Fußwaschen genannt ward.

Sogleich nach der Einnahme von Briel hatten die Meergeusen einen Eilboten an den Prinzen von Oranien gesandt, um ihm von den erlangten Vortheilen Nachricht zu geben, und ihn um seinen fernern Beistand zu bitten. Er hatte bisher einen geheimen Briefwechsel mit mehreren angesehenen Personen in verschiedenen niederländischen Provinzen geführt, und in den meisten Städten der Provinz Holland, wo sein Anhang am

zahlreichsten war, unterhielt er geheime Verständnisse und Verbindungen. Ein Priester und andere vertraute Personen zogen in Holland und Friesland umher, und sammelten Beiträge zu einem Feldzuge wider die Spanier. Jetzt, da ihm die Einnahme Briels gemeldet wurde, machte er sogleich Anstalten, um mit seinen gesammelten Truppen auf die Feinde loszugehen. In drei Kolonnen rückte er gegen sie an. Mit der ersten drang sein Bruder, Graf Ludwig von Nassau, in Brabant ein, und vereinigte sich daselbst mit einem Korps Hugenotten. Mit der zweiten wurde ein Einfall in Oberyssel gemacht, und mit der dritten nahm der Prinz selbst seinen Marsch durch Geldern nach Brabant. In kurzer Zeit bekam er Tongern, Sichem, St. Truyen, Tilemont und andere Plätze in seine Gewalt. Selbst Löwen, das er hernach zu seinem Aufenthalt wählte, wurde ihm unter gewissen Bedingungen übergeben. So geschah es, daß seit der ersten Unternehmung auf Briel, innerhalb drei Monaten, mehr als siebenzig Städte mit ihren Gebieten für Spanien verloren gingen, und noch manche andere auf ein gleiches Schicksal mit Sehnsucht warteten. Ein neues Leben, und neue Thätigkeit und Kühnheit beseelte die Anhänger des Prinzen von Oranien, besonders in den nördlichen Provinzen. Sie forderten die Einwohner auf, sich ihrem großmüthigem Beschützer in die Arme zu werfen, welcher bereit sey, sie von dem zehnten Pfennig zu befreien. Der

Abscheu vor dieser verhaßten Abgabe erwarb den Aposteln der Revolution täglich neue Freunde unter dem Volke, und der Geist der Widerspenstigkeit verbreitete sich immer mehr. Alle Klassen der Einwohner wurden nach und nach davon ergriffen, und eine durch Jahrhunderte friedfertige Nation verwandelte sich in eine Masse kampfdürstender Krieger, um Mißhandlungen zu rächen und ein Sklavenjoch zu vernichten, welches sie so lange ungestraft getragen hatte.

20.

Abfall von Spanien. Einfall in Hennegau. Alba's Verlegenheit. Ankunft des Herzogs von Medina-Celi. Die Versammlung der Stände in Dordrecht. Alba erlangt einige Vortheile.

Der Herzog von Alba war gerade, eifriger als je zuvor, mit Einführung des zehnten Pfennigs beschäftiget, und hoffte dessen Eintreibung zu Brüssel mittelst der Henkersknechte und des Galgens zu bewerkstelligen, als ihm die Einnahme der Stadt Briel durch die Meergeusen gemeldet wurde. Er konnte gar nicht begreifen, wie ein so verächtliches Volk, als diese Leute in seinen Augen waren, sich einer Stadt bemeistern konnte, deren Eroberung er kaum mächtigen Flotten zutraute. Seine Bestürzung war sehr groß, ob er sie gleich äußerlich zu verbergen suchte. Allein die schnelle Aenderung seiner Maaßregeln wegen gewaltsamer He-

bung des zehnten Pfennigs verrieth seine Verlegenheit. Er sah die wichtigen Folgen dieses Ueberfalles vollkommen ein, und wurde täglich, durch aufeinander folgende Nachrichten vom Abfalle ganzer Provinzen, noch mehr davon überzeugt. Ohne einen Augenblick zu verlieren, griff er zu den Waffen, bot seine ganze Macht auf, und befahl dem Grafen von Bossu, Statthalter von Utrecht, mit dem zu Utrecht in Besatzung liegenden Regimente Briel wieder wegzunehmen. Der Versuch mißlang aber gänzlich, und als der Graf darauf mit seinen Truppen gegen Dordrecht zog, ward er nicht eingelassen; doch gab man ihm Schiffe, womit er nach Rotterdam fuhr. Er bemächtigte sich dieser Stadt durch List, gab aber dadurch Anlaß zu vielem Blutvergießen. Die Treulosigkeit des Grafen, der nur den Durchzug durch die Stadt verlangt hatte, empörte die Gemüther, und vermehrte die Zahl derer, welche dem Prinzen von Oranien anhingen.

Nach dem Verlust von Briel wollte Alba sich der übrigen Seestädte versichern. Er sandte einige Fahnen Spanier nach Vließingen, wo er schon ein Schloß zu erbauen angefangen hatte, um die dortige Besatzung zu verstärken. Allein das Volk hatte die Besatzung bereits verjagt, und als die Spanier sich näherten, wurde von den Wällen auf sie gefeuert, wodurch sie gezwungen wurden, sich nach Middelburg zu flüchten. In Vließingen, welches nun der Waffenplatz des Prinzen

von Oranien in dieser Gegend war, wurden viele Kriegsbedürfnisse zusammen gehäuft, und Anstalten gemacht, auch die übrigen seeländischen Städte von den Spaniern zu befreien. Allein ehe dieses geschehen konnte, ergriff ganz Nordholland die Fahne des Aufruhrs. Die Bürger von Enkhuizen jagten, nach dem Beispiele von Vließingen, die unlängst hineingelegte spanische Besatzung aus der Stadt, und erklärten sich öffentlich für den Prinzen von Oranien. Im Junius war er schon Herr von einem großen Theil von Seeland und Nordholland.

Vergebens war es jetzt, daß der Herzog von Alba, gegen eine mäßige Loskaufungssumme, vom zehnten Pfennig abzustehen sich erbot. Die Flamme des Aufruhrs griff immer weiter um sich, und er wußte nicht, wo er zuerst wehren sollte. Als er bei Bergen op Zoom seine Armee zusammen gezogen hatte, um die seeländischen Rebellen zum Gehorsam zu zwingen und zu züchtigen, wurde er plötzlich durch einen neuen Verlust in eine andere Gegend gerufen. Der Graf Ludwig von Nassau, welcher bereits tief in Hennegau eingedrungen und zu dem französischen Hülfscorps gestoßen war, hatte am fünf und zwanzigsten Mai 1572 Bergen, die Hauptstadt dieser Provinz, mit List eingenommen. Valenciennes und andere Oerter zeigten sich ebenfalls geneigt zum Abfalle. Dieß veranlaßte den Herzog, sich mit seiner ganzen Landmacht nach dieser Gegend zu wenden, und den Zug

nach

nach den nördlichen Provinzen so lange auszusetzen, bis er auf dieser Seite von aller Gefahr sich befreit hätte. Allein diese Entschließung hatte für ihn sehr nachtheilige Folgen, denn kaum hatte er Bergen zu belagern angefangen, so wurde der Abfall in den nördlichen Gegenden allgemein. Zirikſee, Oudewater, Gouda, Leiden, Dordrecht, Gorinchem, Harlem, erklärten sich für den Prinzen und führten zugleich die reformirte Religion ein. Zu eben der Zeit suchte der Graf Wilhelm von Berg, des Prinzen von Oranien Schwager, Geldern und Oberyssel der Herrschaft der Spanier zu entreißen, und es gelang ihm, sich der meisten Städte in diesen Landschaften zu versichern. Er nahm auch Amersfort im Stifte Utrecht weg, und versah von hieraus Naarden in Holland mit einer Besatzung. Die Bewegung, welche nun in diesem Theile der Niederlande allgemein war, breitete sich auch nach Friesland und Gröningen aus, und freudig schüttelten die Einwohner ein Joch ab, das sie so hart gedrückt hatte.

Briel und die umliegende Gegend war unterdessen die Freistätte, wohin alle Vertriebenen, mit allem, was sie hatten und auftreiben konnten, ihre Zuflucht nahmen. Hieher versammelten sich die auswärtigen Hülfstruppen, die Mißvergnügten, Landstreicher und alles Gesindel, das die Sicherheit vor der Strafe, oder die Begierde nach Beute anlockte. Binnen weniger als vier Monaten lag in dem einzigen Hafen von Vließingen eine Flotte

von hundert und fünfzig Kriegsschiffen vor Anker, welche mit Truppen, erfahrnen Seeleuten und allem Kriegsvorrathe reichlich versehen, und im Stande war, nicht nur der feindlichen Seemacht Trotz zu bieten, sondern selbst einen Angriff auf dieselbe zu wagen.

Die Verlegenheit des despotischen Herzogs von Alba war bei diesem allgemeinen Abfalle desto größer, da um diese Zeit auch von Spanien her ein Ungewitter gegen ihn im Anzuge war. Er handelte in seinem Amte nicht immer so unterthänig, als er im Kabinette sprach. Die Ausnahmen, welche er sich erlaubte, gereichten zwar immer zum Vortheil der Krone, aber nicht zu seinem eigenen. Wenn der König auch eben so gutmüthig gewesen wäre, als er eifersüchtig war, so hätten die Feinde des Herzogs am Hofe ihre Kunst nicht verstehen müssen, wenn sie bei solchen Gelegenheiten nicht böses Blut zu machen gewußt hätten. Daß Alba ohne Anfrage in Spanien Truppen werben ließ, verdroß den König, und die übertriebene Strenge desselben gegen die Niederländer wurde ihm allmählich auch einleuchtend. Die Gegner des Herzogs hatten dem Monarchen schon lange gesagt, daß durch so gewaltsame Maaßregeln, als Alba anwendete, die Niederlande wo nicht ganz, doch zum Theil, für Spanien verloren gehen könnten. Die neuesten Vorfälle bestätigten diese Aeußerungen nur zu sehr. Denn durch die Tyrannei des Herzogs war es bereits so weit gekommen, daß zu einer

friedlichen Vermittlung keine Hoffnung mehr übrig war. Der König verheelte dem Herzoge den Unwillen nicht, welchen diese Betrachtungen bei ihm erzeugten. Die Briefe, die er jetzt an ihn schrieb, waren seiner jetzigen Ueberzeugung gemäß, und voll bitterer Verweise. Allein dieser schrieb immer mit gleichem Trotze zurück, und fuhr mit seinen Gewaltthätigkeiten fort, nicht anders, als wenn er einen besondern Ruhm darin suchte, den Haß, den er sich gleich beim Anfange seiner Statthalterschaft zugezogen hatte, bis an das Ende derselben zu behaupten.

Der König wurde über diesen Trotz so aufgebracht, daß er den gefährlichen Mann zurückzurufen beschloß. Zugleich ernannte er den Herzog von Medina-Celi, einen Mann, eben so ausgezeichnet durch seine erlauchte Geburt, als durch seinen sanften und menschenfreundlichen Charakter, zum Nachfolger desselben. Dieser segelte mit einem ansehnlichen Gefolge und großen Summen an geprägtem und ungeprägtem Geld aus Spanien ab, und landete am eilften Mai 1572 in dem Hafen vor Sluis in Flandern. Allein gleich bei seiner Ankunft wurde er von dem Zustande des Landes, das er betrat, durch eine traurige Erfahrung überzeugt. Die Meergeusen, welche auf eine so reiche Beute lauerten, griffen seine Flotte an, eroberten und plünderten einen guten Theil seiner reich beladenen Schiffe, und steckten dieselben vor seinen Augen in Brand. Er für seine Person war glück-

lich genug, den Händen seiner Feinde zu entrinnen, und auf einer Schaluppe das Land zu erreichen. Ohne Verzug begab er sich nach Brüssel zu dem Herzoge von Alba, überreichte ihm sein Beglaubigungsschreiben, und gedachte nun sogleich von der Statthalterschaft Besitz zu nehmen. Allein der König hatte, nach der gewundenen unentschiedenen Art, wie er sich auszudrücken pflegte, in der Bestallung des neuen Statthalters gesagt, daß er dieses Amt nicht eher antreten sollte, bis Alba es an ihn abgegeben hätte. Dieser ehrsüchtige Mann fand aber nicht nöthig, damit zu eilen, sondern erklärte, daß er vorher die in Holland und Seeland ausgebrochenen Empörungen dämpfen müßte. Dabei begegnete er seinem Nachfolger mit sichtbarer Geringschätzung, und ließ ihn an den Staatsgeschäften keinen Antheil nehmen.

Der Herzog von Medina-Celi bezog in Brüssel einen Pallast, und lebte daselbst einige Zeit als stiller Beobachter. Er sah jetzt in der Nähe die schrecklichen Folgen der despotischen und grausamen Maaßregeln des Herzogs von Alba, und die verdrießlichen Händel, in die sich derselbe verwickelt hatte. Täglich hörte er von der Empörung so vieler Städte und Provinzen, und von dem Jammer eines grausamen Bürgerkrieges. Da er unter diesen Umständen die sämmtlichen Niederlande ohne Rettung für Spanien verloren glaubte, so konnte er sich nicht entschließen, die Hand an einen unheilbaren Schaden zu legen. Er stattete

also dem Könige von allem, was er gesehen und gehört hatte, Bericht ab, schickte ihm seine Bestallung zurück, und bat um seine Entlassung, die er auch erhielt. Hierauf blieb er noch einige Zeit in Brüssel, bis er endlich mit seinem ganzen Gefolge nach Spanien zurückkehrte.

Das Ansehen und die Macht des Prinzen von Oranien nahm inzwischen mit jedem Tage zu. Er ließ gegen das Ende des Maimonats zu Gent an verschiedenen Orten ein Manifest anschlagen, und überall eine Menge Exemplare ausstreuen. In dieser Schrift zog er, unter den ehrerbietigsten Ausdrücken gegen die Religion und den König von Spanien wider den Herzog von Alba mit der heftigsten Erbitterung los, nannte ihn einen Unmenschen und Barbaren, und forderte Jedermann zur Rache wider ihn auf. So empfindlich aber eine so öffentliche Beschimpfung den Herzog kränkte, so ließ er sichs doch nicht merken, sondern zeigte sich vielmehr zum Scheine geneigt, die Abgaben zu mildern, und neue Einrichtungen zu treffen. Zu dem Ende berief er auf den achtzehnten Julius 1572 die Stände von Holland nach dem Haag, allein diese Aufforderung blieb unbeachtet, denn die meisten holländischen Städte wollten von Alba's Regierung nichts mehr wissen. Dagegen kamen der Adel und die Städte, die es mit dem Prinzen von Oranien hielten, auf den bestimmten Tag in Dordrecht zusammen, und in dieser Versammlung ward der erste Grund zu dem Freistaate der

vereinigten Niederlande gelegt. Der Prinz hatte einen Bevollmächtigten an die Versammlung abgesendet, welcher derselben eröffnete: daß der Prinz ein neues Kriegsheer zusammen gebracht hätte, und bäte, die Stände möchten einen Monatsold, welchen er den Truppen vorauszubezahlen versprochen hätte, und welcher hundert tausend Kronen betrüge, übernehmen. Der Eifer war jetzt so groß, daß der Antrag sogleich genehmigt wurde. Auf den weitern Antrag des Abgesandten faßten die Stände auch sogleich den Beschluß: den Prinzen von Oranien für den rechtmäßigen Statthalter des Königs über Holland, Seeland und Utrecht zu erkennen, und mit den andern Provinzen zu bewirken, daß er zum Beschützer der gesammten Niederlande, während der Abwesenheit des Königs erwählt werden möchte. Ferner versprachen die Stände, und im Namen des Prinzen dessen Abgeordneter, mit dem Könige keinen Vergleich ohne beiderseitige Einwilligung zu machen. In Ansehung der Glaubensmeinungen wurde beschlossen, die öffentliche Religionsübung nicht blos den Reformirten, sondern auch den Römischkatholischen zu verschaffen, und die Geistlichen derselben, so lange sie sich nicht ungehorsam und feindselig betragen würden, ungestört zu lassen. Gegen den König von Spanien bewies man nach wie vor unbegrenzte Hochachtung und Unterwerfung, und der Vorwand, daß der Krieg blos gegen seinen tyrannischen Statthalter und dessen Anhang geführt würde, sanktionirte dieß Unternehmen in den Augen des Volks.

Der Prinz von Oranien machte gleich anfangs einen vortrefflichen Gebrauch von der Gewalt, die ihm anvertraut worden war. Er ließ eine sehr zweckmäßige Verordnung ergehen, durch welche die Regierung und die Verwaltung der Gerechtigkeit in der Provinz Holland festgesetzt wurde. Ein Rath, der ihm zur Seite stand, unterstützte ihn in den Regierungsgeschäften. In allen Angelegenheiten verfuhr er mit großem Ansehen. Alle Verordnungen, welche erschienen, führten den Namen des Königs an der Spitze, mit den Schlußworten: „Mit Kenntniß des Statthalters und der ihm zugeordneten Räthe."

Der Krieg hatte inzwischen seinen ungestörten Fortgang, und beide Parteien strengten alle Kräfte an, um ihren Waffen den Sieg zu verschaffen. Alba sandte im Junius 1572 den Don Friedrich von Toledo, seinen einzigen und eines solchen Vaters würdigen Sohn, mit vier tausend Spaniern, Deutschen und Wallonen und vier hundert Reitern nach Hennegau, um Bergen so lange zu beobachten, bis er selbst mit der Hauptarmee nachfolgen, und die förmliche Belagerung der Stadt unternehmen würde. Der Prinz Ludwig von Nassau hatte sich mit einer starken Besatzung in dieselbe geworfen, und vertheidigte sie mit vieler Tapferkeit. Im August kam Alba selbst im Lager vor Bergen an, nachdem er vorher den Staaten von Brüssel eine neue Kriegssteuer abgefordert hatte. In seinem Gefolge befanden sich mehrere

deutsche und wallonische Regimenter, und ein Zug von vier und zwanzig schweren Kanonen und vier Nothschlangen. Bei seiner Ankunft ward die Belagerung mit Ernst unternommen, und der Herzog ließ eine Kette von Verschanzungen um sein Lager ziehen, um sich sowohl gegen die Anfälle der Besatzung, als gegen die Angriffe eines Entsatzes zu sichern. Diese Vorsicht war keineswegs überflüssig, denn wirklich eilte der Prinz von Oranien zum Entsatze herbei. Seine Ankunft war durch die mannigfaltigen Vorkehrungen, die er zur Sicherung der in Freiheit gesetzten Städte und Provinzen hatte machen müssen, verzögert worden. Diese Verzögerung war aber ein Sieg, welcher den Verlust von Bergen, das am vier und zwanzigsten September unter ehrenvollen Bedingungen kapitulirte, weit aufwog. Denn unterdessen, daß sich Alba mit allen Truppen, die er nur auftreiben konnte, bei der Belagerung von Bergen verweilte, verstärkte sich der Bund der abtrünnigen Staaten mit jedem Tage. Franeker, Sneck, Doccum in Friesland, viele Städte in Holland und in der umliegenden Gegend, überhaupt alles, was sich nicht durch eine überlegene Besatzung unter dem spanischen Joche zu bleiben gezwungen sah, trat dem Bunde bei. Es geschah daher nicht blos, um Bergen zu entsetzen, sondern vielmehr um größere Unternehmungen vorzubereiten, daß der Prinz mit einer sehr zahlreichen und mit schwerem Geschütz wohlversehenen Armee in Hennegau einrückte. Er

dehnte dadurch den Kreis seiner Thätigkeit immer weiter aus, trieb die spanische Arme immer mehr in die Enge, schloß sie in ihre Verschanzungen ein, und erhielt sie durch seine Bewegungen und häufigen Anfälle in beständiger Bewegung.

In der Nähe von Bergen angekommen, schlug Oranien sein Lager nicht weit von Alba's Armee auf. Er machte verschiedene Versuche, seinen Feind zum Treffen zu bewegen; aber umsonst, alle seine Versuche scheiterten abermals an der Beharrlichkeit des Herzogs. Es fielen verschiedene kleine Gefechte vor, aber zu einer Hauptschlacht kam es nicht, und der Prinz begab sich nach Mecheln zurück.

Als Bergen kapitulirt hatte, ging Alba auf die brabantischen Städte los, die sich an den Prinzen von Oranien ergeben hatten. Sie waren von dem Mittelpunkte der Macht desselben zu weit entfernt, als daß sie sich lange hätten behaupten können. Ihre Wiedereroberung machte dem Herzoge wenig Mühe, aber hart mußten sie für ihren Abfall büßen. In Mecheln hatte der Prinz von Oranien nur eine schwache Besatzung zurückgelassen, als sich die Spanier derselben näherten und sie einschlossen. Da die Besatzung zur Vertheidigung zu schwach war, so ergriff sie die Flucht. Einer von den Vikarien des Erzbischofs und alle Domherren erschienen in ihrer priesterlichen Kleidung, mit dem Kreuze, auf der Mauer, und baten, daß man der Einwohner schonen möchte. Obgleich die Spanier ungemein viel Ehrerbietung vor dem Aeußerlichen der Religion haben, so er-

stiegen sie doch mit Sturm die Stadt, und verübten darin alle Arten von Grausamkeiten und Gewaltthaten. Drei Tage lang durften die Soldaten plündern und die unglücklichen Einwohner nach Belieben mißhandeln, die außerdem mit dem Verluste aller ihrer Privilegien und Rechte bestraft wurden.

21.

Alba's Sohn, Don Friedrich von Toledo. Barbareien, die derselbe zu Zütphen, Naarden und Harlem verübt. Glück der Meergeusen.

Der Herzog von Alba ward durch Kränklichkeit genöthiget, sich nach Brüssel bringen zu lassen. In seiner Abwesenheit setzte sein Sohn Don Friedrich den Krieg, ganz auf die barbarische Weise seines Vaters, fort. Als er sich der Stadt Zütphen näherte, zog die Besatzung, die sich vor der Grausamkeit der Spanier fürchtete, während der Nacht aus, und überließ die Vertheidigung des Platzes den Einwohnern, die sich am folgenden Morgen ergeben wollten. Die Spanier kamen ihnen aber zuvor, indem sie durch die durchlöcherte Mauer in die Stadt eindrangen. Alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts, welche den wüthenden Soldaten in die Hände fallen, werden niedergehauen oder in der Yssel ersäuft; die Ueberlebenden treibt man ganz nackend aus der Stadt. Weiber und Jungfrauen müssen der rohen Begierde zum Opfer dienen. Der entflohenen Besatzung wird nachgejagt, und alle Haupt-

leute und Gemeinen derselben, welche wieder ergriffen werden, hängt man an die nächsten Bäume auf. Mehr als fünfhundert Bürger verloren ihr Leben; die wenigen, welche dem Tode entgingen, mußten ein reiches Lösegeld erlegen. Die verödete Stadt ward angezündet, und die ganze Gegend umher gebrandschatzt.

Das unglückliche Schicksal einer so bedeutenden, durch Kunst und natürliche Lage festen Stadt, setzte alles in Furcht und Schrecken. Der Graf von Berg, der die Vertheidigung von Geldern und Oberyssel übernommen hatte, war nach Deutschland geflüchtet. Diese unzeitige Flucht hatte die Folge, daß die Besatzungen sich aus allen Städten in diesen Provinzen verliefen, welche darauf den Spaniern ohne Widerstand in die Hände fielen. Durch diese Flucht des Grafen wurden auch die von dem Prinzen von Oranien, zur Rettung dieser Landschaften, gemachten Anstalten vereitelt.

In Friesland ging es nicht besser. Oranien hatte einige Truppen dahin geschickt, aber sie wurden geschlagen, und darauf unterwarf sich hier alles wieder der Herrschaft der Spanier. Diesen stand nunmehr, da Utrecht und Geldern in ihrer Gewalt waren, der Weg nach Holland offen. Naarden öffnete ihnen gutwillig die Thore. Friedlich hielt der spanische Oberste Romero, an der Spitze von vierhundert Mann, seinen Einzug in der Stadt, nachdem er mit Handschlag versprochen hatte, das Leben und Eigenthum der Einwohner zu schützen. Er und seine Mannschaft wurden von den einge-

schüchterten Bürgern auf's Beste bewirthet, da werden letztere plötzlich durch Trommelschlag in die Hofspitalkirche beschieden, um von Neuem dem Könige von Spanien zu huldigen. Kaum sind sie beisammen, als ein Geistlicher unter sie tritt, und ihnen ankündigt, daß ihre letzte Stunde gekommen sey. Ehe noch die unglücklichen Getäuschten zur Besinnung kamen, stürzen die Spanier wie losgelassene Tiger über sie her, ermorden Alles, und füllen die Kirche mit Blut und Leichnamen. Was nicht in die Kirche gekommen war, ward in den Häusern aufgesucht; man warf sich die unglücklichen Einwohner mit den Degenspitzen wechselsweise zu, und durchbohrte sie unter teuflischem Hohngelächter. Den Schwangern wurde die Frucht aus den Leibern geschnitten und verzehrt, Greisen das Blut abgezapft und getrunken, und zuletzt die Stadt in Brand gesteckt. Ein Bürger, den man für reich hielt, wurde auf's grausamste gemartert, um von ihm zu erfahren, wo er seine Schätze versteckt hätte. Es half ihm nichts, daß er versicherte, er habe kein Geld; die Spanier hatten die Grausamkeit zu einer solchen Freiheit gebracht, daß sie seine Gattin vor seinen Augen nothzüchtigten. Diese Kränkung war ihm empfindlicher, als alle andern Mißhandlungen. Nachdem er seinen Schmerz und seine Wuth durch Verwünschungen und Schmähreden ausgelassen hatte, denn anders wußte er sich nicht zu helfen, ermordete man ihn vor den Augen seiner Gattin. Mit dieser verfuhr man auf eine eben so grausame Weise. Um sie zu dem Bekennt-

nisse zu zwingen, wo sie ihr Geld habe, band man ihr die Hände auf den Rücken, und hing sie an einem Beine, mit dem Kopfe abwärts auf, und dieß in Beiseyn ihres Sohnes, der auch die Ermordung seines Vaters und die Schändung seiner Mutter mit ansehen mußte. Dieser junge Mensch wurde ebenfalls festgebunden, und zwei Tage ohne alle Nahrungsmittel an eben dem Orte gelassen, wo er nichts als den schrecklichsten Anblick einer Mutter vor Augen hatte, welche die heftigsten Schmerzen litt, und der er nicht helfen konnte.

Solche Greuelthaten, als die Spanier in Zütphen, Naarden und andern Städten verübten, empörten Katholiken und Protestanten. Alle Gesetze der Menschlichkeit und Großmuth, alle Grundsätze der Ehre und Treue hatten die Urheber derselben verletzt und mit Füßen getreten, und sich dadurch nicht nur von der ganzen gesitteten Welt geschändet, sondern auch der Sache, für welche sie fochten, einen unersetzlichen Schaden zugefügt.

Die Spanier waren es aber nicht allein, welche solche Rohheiten und Unmenschlichkeiten verübten; auch die Truppen des Prinzen von Oranien befleckten ihre Lorbeeren mit Grausamkeiten. Seine gedungene Miliz, meist aus rach- und raubgierigen Leuten bestehend, deren unbändige Wuth er nicht im Zaum halten konnte, richtete entsetzliche Verwüstungen an. An den Katholiken besonders wurde das Recht der Wiedervergeltung auf eine entsetzliche Weise geübt. Die Diener der Religion, Priester und Mönche, wurden grausam mißhandelt

und ermordet, Klöster und Kirchen geplündert, und die armen Landleute geängstet und aus ihrem Eigenthume vertrieben. So schreiende Gewaltthätigkeiten waren freilich nicht fähig, die Bewohner des gemißhandelten Landes ihrem sogenannten Retter geneigt zu machen. Er hatte sich ihnen durch öffentliche Schriften, durch die heiligsten Versicherungen als ihren Befreier von der spanischen Tyrannei angekündiget, und jetzt gab er sie selbst den Mißhandlungen roher Kriegsschaaren preis. Bei der Unmöglichkeit, den Soldaten richtig zu bezahlen, fand keine Kriegszucht statt, und Verbote allein vermochten der Zügellosigkeit der Gemeinen und der Raubsucht der Anführer keinen Einhalt zu thun. Der Prinz sah sich sogar genöthiget, den Grafen von der Mark, dessen Eroberung der Stadt Briel die Befreiung der Niederlande zuerst gründete, wegen seiner Grausamkeiten gefangen nehmen zu lassen und nach Deutschland zurückzusenden.

Die Barbareien, welche die Spanier in Zütphen und Naarden verübt hatten, sollten die andern Städte in Schrecken setzen, und sie zu einer schleunigen Unterwerfung bewegen. Aber die Wirkung war nicht die erwartete. Die Furcht, wenn sie ihre höchste Stufe erreicht hat, verwandelt sich in Verzweiflung. Die holländischen Städte wollten eher das äußerste versuchen und leiden, als sich Alba's Sohne und den Spaniern zu unterwerfen. Diesen Entschluß gaben zuerst die Bewohner der Stadt Harlem kund, welche die Spanier im De-

cember 1572 zu belagern anfingen. Ungeachtet der Bedeutendheit und Unregelmäßigkeit ihrer Festungswerke, beschlossen die Bürger, lieber alles Ungemach zu erdulden, als sich der viehischen Wuth ihrer Feinde hinzugeben. Diese warfen den Kopf eines angesehenen Niederländers, der in Amsterdam hingerichtet worden war, in die Stadt, um zu erkennen zu geben, wie man mit Rebellen umgehen würde. Die Belagerten, um sich für diesen Schimpf zu rächen, ließen eilf Spanier aufhängen, hieben ihnen die Köpfe ab, und steckten sie in einen Sack, den man mit der Aufschrift den Spaniern zuschickte: „Wir senden dem Herzog von Alba für den zehnten Pfennig, weswegen er Harlem belagern läßt, zehn Köpfe, und den eilften statt der Zinsen, damit er sich nicht beschweren dürfe, als habe man ihm zu wenig bezahlt.

Die Belagerten thaten öftere Ausfälle, um die Zufuhren und Verstärkungen, die man ihnen brachte, zu erleichtern, so daß man über sechshundert Mann von verschiedenen Nationen in den Platz annahm, ohne eine große Menge von Wagen zu rechnen, die mit Lebensmitteln und Kriegsvorrath beladen waren. Verschiedene holländische Städte schrieben an die Einwohner von Harlem, daß sie ihnen ihre Weiber, Kinder, Alte und sonst alle überflüssige Personen schicken sollten, für deren Unterhalt man sorgen werde. Da die Belagerten den Hunger mehr fürchteten, als den Feind, so machten sie wegen Austheilung der Lebensmittel sehr weise Verordnungen.

Die spanischen Heerführer hatten sich mit der Hoffnung geschmeichelt, die Stadt sogleich mit Sturm nehmen zu können, allein sie sahen sich zu einer regelmäßigen Blokade gezwungen, durch die Holland gerettet ward. Mehr als einmal waren sie in Versuchung, ein Unternehmen aufzugeben, das ihnen eine Menge Menschen kostete. Don Friedrich von Toledo beharrte hartnäckig bei seinem Vorhaben, und machte sich beständig noch Hoffnung, die Stadt zur Uebergabe zu zwingen. Man schoß während dieser Belagerung, die acht Monate lang dauerte, zehn tausend zwei hundert und sechzig Kanonenkugeln in die Stadt; es wurde zweimal gegen dieselbe Sturm gelaufen; es wurden vier Treffen geliefert, das eine zur See, wobei die Harlemer viele Schiffe verloren, zwei zu Lande, wobei die Hülfstruppen von den Spaniern geschlagen wurden; im vierten erlitten die Deutschen, die im Dienste der Spanier waren, einen ansehnlichen Verlust. Man ließ Minen und Gegenminen springen, die vielen Menschen das Leben kosteten. Selbst die Weiber stellten sich in die Reihen der Männer, und wetteiferten mit ihnen an Tapferkeit. Eine Wittwe von sechs und vierzig Jahren, Namens Simons Hasselaar, stellte sich an die Spitze von drei hundert weiblichen Heldinnen, die bei verschiedenen Ausfällen den Feinden bedeutenden Schaden zufügten. Allein obgleich die tapfern Harlemer und ihre Weiber die bitterste Hungersnoth und die äußersten Gefahren standhaft ertrugen, und sich mit Löwenmuth den spani-

spanischen Tigern widersetzten, so mußten sie doch zuletzt unterliegen, da ihnen der Prinz von Oranien nicht zu Hülfe kommen konnte, und die Spanier ihnen an der Zahl so sehr überlegen, und in der Zerstörungskunst so meisterlich geübt waren.

Eine Kapitulation, welche die Belagerten antrugen, wurde verworfen. Don Friedrich von Toledo, der ihre verzweifelte Lage kannte, ließ ihnen die Wahl, entweder die Stadt ohne Waffen zu verlassen, oder sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Sie wählten das letztere, wiewohl sie von einem solchen Ueberwinder, wie Alba's Sohn war, mehr seine Ungnade fürchten, als seine Gnade hoffen konnten. Er, dessen Gesinnungen schon aus seinem Verfahren zu Zütphen und Naarden bekannt waren, kannte keine Barmherzigkeit. Der tapfere Stadtoberste und die andern vornehmsten Befehlshaber wurden mit dem Schwerdte hingerichtet. Mehrere Tage dauerten die Hinrichtungen fort, und fünf Scharfrichter mit ihren Knechten waren in ununterbrochener Thätigkeit. Neun hundert Bürger und Soldaten wurden geköpft, wenn sie beichteten, sonst gehangen oder ertränkt. Unter andern warfen die Barbaren dreihundert Soldaten, Paarweise und Rücken an Rücken zusammengebunden, in das Harlemermeer. Man ließ es bei diesen Hinrichtungen noch nicht bewenden, sondern sie wurden zu verschiedenen Malen wiederholt; überhaupt sollen mehr als zwei tausend Menschen das Leben durch den Scharfrichter verloren haben. So theuer kam es die unglücklichen Ein=

wohner der Stadt Harlem zu flehen, daß sie sich auf die Gnade eines grausamen und barbarischen Feindes verlassen hatten. Nur ein gewisser Hauptmann Balfour erhielt Gnade, wofür er aber eidlich versprechen mußte, den Prinzen von Oranien zu ermorden. Ein neuer Beweis von der abscheulichen und niederträchtigen Denkungsart des spanischen Feldherrn. Der wackere Balfour, der sich in der Folge dieses Krieges durch seine Tapferkeit auszeichnete, war jedoch der Niederträchtigkeit nicht fähig, zu der man ihn verpflichten wollte, und entdeckte sie dem Prinzen selbst.

Die Stadt Harlem versank seit dieser Zeit in Armuth, und empfand noch lange die Folgen einer so unglücklichen Begebenheit. Der Schade, den sie dadurch erlitten hatte, war auf eine Million zweimal hundert tausend Gulden berechnet, denn sie mußte zur Strafe noch drei bis vier tausend Soldaten sechs Wochen lang unterhalten, und die Plünderung mit zweimal hundert und vierzig tausend Gulden abkaufen.

Friedrich von Toledo wandte sich von Harlem nach Alkmar, um die Stadt zu belagern. Er fand aber hier einen so tapfern Widerstand, indem selbst Weiber und Kinder siedendes Kalkwasser, brennende Pechkränze, glühende Kiesel- und Ziegelsteine rc. auf die stürmenden Spanier von den Wällen herabwarfen, und ihnen so vielen Schaden zufügten, daß er die Belagerung nach sieben Wochen aufheben mußte. Die Einbuße, welche er bei seinen bisherigen Unternehmungen an Mann-

schaft erlitten hatte, war außerordentlich groß. Die Belagerung Harlems allein hatte ihn ein ganzes Heer gekostet, welches theils durch den verzweifelten Widerstand der Belagerten, theils durch Hunger, Kälte und Krankheiten, die der sumpfige Boden erzeugt hatte, aufgerieben worden war. Die Uebrigen verloren über dem Mangel an Lebensmitteln und andern Ungemächlichkeiten den Muth, und erregten ihres rückständigen Soldes wegen öffentliche Empörungen. Die fremden Truppen hatten in diesem Punkte mit den Spaniern einerlei Schicksal. Man konnte nicht begreifen, warum der Herzog seine Soldaten nicht bezahlte, die ihm doch so unentbehrliche Dienste thaten, und größtentheils auf Kosten des Landes lebten; er, der doch immer noch ansehnliche Baarschaften aus Spanien erhielt; der von Geldbußen, Gütereinziehungen und so mancherlei Erpressungen, womit er die Niederländer auf eine mehr als barbarische Art aussog, unermeßliche Summen sammelte. Indem er durch seine Kargheit mit dazu beitrug, daß seine Unternehmungen nicht den gewünschten Erfolg hatten, strengten die Niederländer ihre äußersten Kräfte an, und während das Glück ihnen auf der einen Seite den Rücken wandte, war es ihnen auf einer andern desto günstiger.

Eben die Macht, welche dem Despotismus die erste empfindliche Wunde geschlagen hatte, war es allein, die ihn hinderte, seine vormalige Allgewalt wieder zu erlangen. Die Flotten der Meergeusen waren es, welche den Spaniern den größ-

ten Schaden zufügten. Seeland und die Gewässer des Nordmeeres waren der Schauplatz, auf welchem diese kühnen und furchtbaren Seeleute, glühend für Freiheit und Ungebundenheit, und von dem wildesten Hasse gegen alles was Spanisch hieß entbrannt, ihre Kräfte entwickelten und ihre Thätigkeit übten. Nirgend war man vor ihrer Erscheinung sicher. Sie wagten sich bis vor die Thore von Gent, plünderten Städte und Dörfer und eroberten einst, auf der Straße nach Antwerpen, einen Zug von drei und zwanzig neuen metallenen Kanonen, welche auf Befehl des Herzogs von Alba zu Mecheln gegossen worden waren Oft kamen sie Antwerpen so nahe, daß sie die Ketten zersprengten, mit welchen die Schiffe an dem dortigen Damme befestiget waren; ja nicht selten schlichen sie sich sogar in die Stadt selbst, hoben Kinder und Erwachsene auf, schleppten sie als Gefangene auf ihren leichten Fahrzeugen hinweg, und ließen sie ihre Freiheit durch große Lösegelder bezahlen.

Der Graf von Bossu, der thätigste Anhänger des Herzogs von Alba, hatte zu Amsterdam eine Flotte von dreißig Kriegsschiffen ausgerüstet, mit welcher er Nordholland wieder zu erobern, und den Streifereien der Meergeusen ein Ende zu machen gedachte. Diese stellten sich ihm mit einer Flotte von vier und zwanzig Schiffen entgegen. Am eilften October kam es zwischen ihr und der spanischen Flotte zu einem Treffen, in welchem die letztere in die Flucht gejagt ward, nachdem sie

ein großes und fünf kleinere Schiffe, welche die Meergeusen eroberten, verloren hatte. Das Admiralschiff, auf welchem sich der Graf von Bossu befand, und welches zwei und dreißig metallene Kanonen führte, blieb allein zurück. Es hieß die Inquisition, und wurde schon wegen dieses den Niederländern so verhaßten Namens mit der größten Wuth angegriffen. Es gerieth endlich auf den Grund, aber auch jetzt noch vertheidigte sich Bossu die ganze Nacht hindurch mit der größten Hartnäckigkeit. Das Gefecht dauerte noch bis zum folgenden Mittage fort, da der Graf, nachdem die ganze Mannschaft bis auf vierzehn oder fünfzehn todtgeschossen war, sich mit ihnen zu Kriegsgefangenen ergab. Er wurde nach Hoorn geführt, wo er drei Jahre im Gefängnisse schmachten mußte.

22.

Alba legt die Statthalterschaft nieder und kehrt nach Spanien zurück. Er erobert Portugal und stirbt.

Der Herzog von Alba befand sich zu der Zeit, da die Flotte des Grafen von Bossu ausgerüstet ward, zu Amsterdam, wo er viele Schulden gemacht hatte, die er nicht zu bezahlen gedachte. Er ließ zwar bei Trompetenschall seine Gläubiger zum Empfang ihres Geldes auf einen bestimmten Tag zusammen berufen; aber in der Nacht zuvor reiste er ganz in der Stille ab, und ließ den Betrogenen das leere Nachsehen. Von Utrecht begab er sich nach Brüssel, wohin er die

gesammten niederländischen Stände berufen hatte, Dieser machte er das Ansinnen, eine jährliche Steuer von zwei Millionen Gulden zu bezahlen, allein die Forderung wurde geradezu verworfen. Die Stände von Holland hatten die Versammelten in einem gedruckten Schreiben aufgefordert, dem Tyrannen kein Geld zu bewilligen, weil er es nur zu ihrem und des Landes Verderben gebrauche. Es erschien damals auch im Druck eine Bittschrift an den König von Spanien, im Namen eben dieser Stände und des Prinzen von Oranien, worin die Tyrannei des Herzogs mit lebendigen Farben geschildert, und der König ersucht ward, ihr Einhalt zu thun, und das fremde Kriegsvolk aus den Niederlanden abzurufen. Ob nun gleich diese Schriften weder bei den niederländischen Ständen, noch bei dem Könige die gewünschte Wirkung thaten, so dienten sie doch dazu, den Einwohnern die spanische Regierung immer verhaßter zu machen, und sie in dem Verlangen nach der Freiheit zu stärken, die ihnen der Prinz von Oranien versprach.

Eine freudige Hoffnung auf einen bessern Zustand durchdrang die Gemüther, als sich um diese Zeit die Nachricht verbreitete, Alba werde die Statthalterschaft niederlegen, und nach Spanien zurückkehren. Diese Nachricht war keineswegs ungegründet. Die vielfachen Verluste, welche der Herzog, aller seiner Anstrengungen ungeachtet, erlitten hatte; der Mangel an Geld, der ihm bei seinen vielen Ausgaben und der abnehmenden Ein-

nahme immer drückender wurde; der Geist des Aufruhrs unter den Truppen, die er durch seinen unerträglichen Stolz und die Zurückhaltung ihres Soldes wider sich aufgebracht hatte; der allgemeine Haß, den man ihm bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab, verbunden mit den öftern Anfällen von Kränklichkeit, die ihn immer übellauniger machten: alle diese Umstände bewogen ihn, den König um seine Entlassung zu bitten.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Philipp selbst die Zurückberufung eines Mannes beschlossen hatte, dessen Despotismus zwar seiner eigenen Gesinnung vollkommen entsprach, mit dem er aber doch wegen des schlimmen Erfolges seiner Maaßregeln unzufrieden war. Er gewährte ihm daher umgesäumt seine Bitte, und ernannte den Don Ludwig de Zuriga y Requesens, Großcomthur des Ordens von St. Jakob in Castilien und damaligen Statthalter von Mailand, zu seinem Nachfolger. Dem erhaltenen Befehle zufolge beschleunigte dieser seine Reise, und kam am siebenzehnten November 1573 in Brüssel an. Alba empfing ihn mit vieler Pracht. Er, der bisher mit seinen Höflichkeiten äußerst haushälterisch gewesen war, verschwendete sie nun an seinen Nachfolger, als ob er sie blos für diesen aufgespart hätte. Er hielt mit demselben mehrere geheime Conferenzen, machte ihn mit der Lage der öffentlichen Angelegenheiten bekannt, und schob die ganze Schuld der herrschenden Verwirrung auf die Nation, und vornehmlich auf die Großen des Landes,

von welchen er eine abschreckende Schilderung machte. Er rieth deswegen dem neuen Statthalter, bei den Maaßregeln zu beharren, die er selbst bisher beobachtet hätte. Nach diesem Rathe ward auch der Rath der Unruhen, dieses den Niederländern so verhaßte Gericht, vor welchem noch fünfzehn tausend Processe und Untersuchungeu anhängig waren, beibehalten. Während sich Alba zu seiner Abreise vorbereitete, traf er auch mit vieler Vorsicht die nöthigen Anstalten, um die gesammelte Beute, so heimlich es sich thun ließ, voraus zu schicken. Nachdem er am neun und zwanzigsten November seinem Nachfolger die Statthalterschaft, bei vollständiger Versammlung des Staatsrathes, feierlich übergeben hatte, trat er am achtzehnten December seine Rückreise an, schwer beladen mit den Schätzen und Flüchen der ganzen Nation. Die sechs Jahre seiner Verwaltung hatten das bürgerliche Glück eines freien, thätigen und gutmüthigen Volkes vernichtet, Handel und Gewerbe zerstört, einen großen Theil der Niederländer theils dem Hungertode Preis gegeben, theils dem Schaffot überliefert, und den Provinzen gegen zwei und fünfzig Millionen zur Besoldung ihrer spanischen Peiniger abgepreßt, die sengend und brennend das Land durchzogen, und mit dem Blute der Erschlagenen die ungebaut liegenden Felder düngten. Der Greuel seiner Thaten drückte seinem Andenken in den Niederlanden ein Brandmal auf, welches die Zeit so wenig zu vertilgen vermochte, daß noch jetzt der gemeine Mann, ohne zu wissen, warum? blos aus

altem Herkommen, den Namen Alba mit Entsetzen und Abscheu ausspricht.

Zugleich mit dem Herzoge verließ auch sein Sohn Don Friedrich von Toledo, der blutdürstige Juan de Vargas, nebst andern Trabanten seiner Grausamkeit, die Niederlande. Zu ihrer Bedeckung dienten fünf Kompagnien spanischer Reiter. Sie nahmen ihren Weg durch Lothringen, die Grafschaft Burgund, Savoyen und die Lombardie nach Genua, und segelten von da nach Spanien. Kein Unfall störte die Reise des Herzogs, und wie während seines Aufenthaltes in den Niederlanden, entging er auch jetzt allen Gefahren, die ihn bedrohten. Der allgemeine Haß hatte ihm von Zeit zu Zeit verschiedene gefährliche Nachstellungen bereitet. Man wollte ihn, als er einmal zur Fastenzeit ein gewisses nicht weit von Brüssel liegendes Kloster aus Andacht besuchte, aufheben: aber der Anschlag ward verrathen. Zu Nimwegen sollte er in die Luft gesprengt werden: allein Niemand getraute sich das Pulver anzuzünden. Der Graf von Megen, Statthalter von Geldern und Oberyssel, gedachte ihn bei einer gewissen Gelegenheit gefangen zu nehmen: aber er starb plötzlich, ehe er sein Vorhaben ausführen konnte, an einem Schlagflusse.

Am spanischen Hofe ward der Herzog gnädiger empfangen, als man in den Niederlanden gehofft hatte. Der König, in dessen Sinne er doch eigentlich gehandelt hatte, übertrug ihm von neuem das Amt eines Oberhofmeisters, und verlieh ihm

damit sein ganzes Ansehen wieder. Uebrigens lebte er sehr eingezogen und stille, und ging nicht anders an den Hof, als wenn er dahin beschieden wurde, welches allemal geschah, wenn im königlichen Rathe Sachen von Wichtigkeit abgehandelt wurden. Als aber sein Sohn, Don Friedrich von Toledo, auf des Vaters Rath, das Eheversprechen brach, das er einem Hoffräulein der Königin gegeben hatte, ja, um das Andringen des Königs zu vereiteln, sich mit einer andern Dame heimlich vermählte, ward Philipp so erzürnt, daß er den Herzog nach Uzeda verwies. Der Pabst, der Kaiser, der König von Frankreich, und mehrere andere Fürsten verwandten sich für den Verbannten; seine Befreiung erfolgte aber erst dann, als der König im Jahr 1580 seines Armes bedurfte, um das Königreich Portugal zu erobern. Alba übernahm den Oberbefehl über die spanischen Truppen, eroberte in acht und fünfzig Tagen ganz Portugal, und machte in Lisabon unermeßliche Beute. So leicht diese Eroberung war, so sehr nährte sie den Uebermuth des Herzogs. Sein Mund ertönte mehr als jemals von Großsprechereien, und alle Anstalten, die er zum feierlichen Einzuge in die eroberten Städte machte, zeugten von seinem ausschweifenden Ehrgeize. Alle diese Einzüge hatten ganz die Gestalt eines römischen Triumphes. Aber laute Klagen ertönten über die Gewaltthätigkeiten der spanischen Krieger, und über die Raubsucht ihres Feldherrn. Der König fand sich dadurch veranlaßt, durch eine eigene Kommission diese Klagen

untersuchen zu lassen. Als aber Alba zur Rechenschaft aufgefordert wurde, erklärte er trotzig: Er habe Königreiche in die Rechnung zu setzen, die er seinem Herrn erobert oder erhalten, glänzende Siege, schwere Belagerungen und sechzigjährige Dienste — die Gegenrechnung möge man machen. Philipp schlug die weitere Untersuchung nieder, und nicht lange nachher (den zwölften Januar 1582) starb Alba zu Lisabon in seinem vier und siebenzigsten Jahre. Sein Leichnam wurde einbalsamirt, und zuerst nach der Stadt Alba gebracht, darauf aber zu Salamanka in dem Begräbnißgewölbe der Herzoge von Alba mit vielem Pompe beigesetzt.

23.

Friedliche Gesinnungen des Statthalters Requesens. Er muß den Krieg fortsetzen. Seine Flotte wird geschlagen. Er siegt auf der Mookerheide. Aufstand der spanischen Soldaten.

Der neue Statthalter Don Requesens, Alba's Nachfolger, war ein einsichtsvoller, billig denkender, rechtschaffener Mann, der den Ruf eines gleich geschickten Feldherrn und Staatsmanns hatte, gefährlicher für die Sache der Niederländer durch seine Sanftmuth, als Alba durch seine Wuth. Man hoffte in Spanien, er werde durch seine Freundlichkeit und Bescheidenheit die Zuneigung der Niederländer gewinnen, und man hatte kein geringeres Vertrauen zu seiner Geschicklichkeit und Klugheit, weil er beide Eigenschaften schon

zuvor in der Verwaltung wichtiger ihm anvertrauter Aemter erprobt hatte. Allein weder seine Rechtschaffenheit noch seine Talente reichten hin, das verscherzte Zutrauen des Volks zur spanischen Statthalterschaft wieder zu gewinnen, und den gewaltigen Riß zu heilen, welcher der Staatsverfassung täglich mit dem völligen Umsturze drohte. Das alte Geschwür eiterte heftiger als je, und die frische Wunde blutete so stark, daß der Oelzweig des Friedens keine Wurzel fassen konnte. Ueberall stieß man auf Bilder, die den allgemeinen Nothstand und das Elend der Bewohner kund thaten. Verheerte, mit Leichen der Erschlagenen gedüngte Felder; im Rauch aufgehende Dörfer; Trümmer von Schlössern, Klöstern und Kirchen; zerstörte Städte und Einwohner, die, von aller Hülfe entblößt, mit Weib und Kindern der unmenschlichen Wuth der spanischen Soldaten oder ihrer eigenen Mitbürger täglich ausgesetzt waren: das alles sah man jetzt in einem Lande, in welchem vor wenigen Jahren noch der blühendste Wohlstand geherrscht hatte. Der Handel war vernichtet, Manufakturen und Fabriken lagen darnieder, alle Thätigkeit friedlicher Geschäfte war gelähmt, und Schaaren von Bettlern durchzogen das Land.

Zu allen diesen Landplagen kam endlich noch die letzte von allen, die Pest. Diese gewöhnliche Gefährtin eines außerordentlichen Elendes ließ sich zuerst in Gent spüren. Sie herrschte schon auf dem platten Lande, und breitete sich immer weiter aus. Die meisten Städte der Niederlande waren

einige Jahre damit gequält, ob sie gleich hier, unter einem gemäßigten Himmelsstriche, solche Niederlagen nicht anrichten konnte, wie in heißen Ländern. Indessen rafften auch natürliche Krankheiten eine weit größere Menge Menschen dahin, als sonst.

Der allgemeine Nothstand war nicht das einzige, was dem Statthalter jeden Schritt auf seiner Laufbahn erschwerte. Wohin er seinen Blick richtete, stieß er auf neue Hindernisse. Die Armee war schwach, unbezahlt und mißvergnügt; die Kassen waren völlig erschöpft, und die Stände zeigten keine Geneigtheit zu irgend einer Bewilligung. Keine einzige Stadt war ganz auf spanischer Seite, keine Provinz focht für sie aus Liebe für ihre Sache. Wenn also auch die Angelegenheiten der oranischen Partei gleichfalls keine glänzende Gestalt hatten, so machte doch das einen großen Unterschied, daß sie schwärmerisch für ihre Sache eingenommen war, und Harlems Beispiel lehrte, was man von ihrem Widerstande erwarten müßte. Die Liebe zur Freiheit machte Leute, die gar nicht zu den Waffen gewöhnt waren, zu Helden. Man wollte überhaupt lieber fechten, als auf die Gnade eines treulosen Königs rechnen.

So schwierig es unter diesen Umständen für Requesens war, der allgemeinen Zerrüttung zu steuern, so ließ er doch den Muth nicht sinken. Indem er die nöthigen Zurüstungen zum Kriege machte, ergriff er zugleich jede Gelegenheit, Beweise von seinen menschenfreundlichen Gesinnungen zu geben. In dieser Absicht ließ er die Bild=

säule, welche der Herzog von Alba, zum allgemeinen Aergerniß, in Antwerpen hatte errichten lassen, niederreißen. Man begnügte sich, sie den Augen des Publikums zu entziehen, und wies ihr einen Platz in dem Gewölbe des Zeughauses an. Ein oder zwei Jahre hernach aber zog man sie aus ihrer unterirdischen Wohnung wieder hervor, schleifte sie durch die Straßen und zerschlug sie in tausend Stücken. Wichtiger als diese Gefälligkeit war die Abschaffung des Rathes der Unruhen, die Requesens aus freier Entschließung unternahm. Er bemühte sich, die Gerechtigkeit wieder auf ihren Thron zu setzen, und verschaffte den Bürgern verschiedener Städte, wo die spanischen Truppen große Ausschweifungen begingen, eine eben so schnelle als strenge Genugthuung. Dann hob er durch einen förmlichen Widerruf den zehnten und zwanzigsten Pfennig auf. Diese Auflage, welche durch die Hartnäckigkeit, womit zu beiden Seiten für und wider sie gestritten worden, so heftige Bewegungen verursacht hatte, war von Alba mehr eingestellt als abgeschafft worden. Endlich ließ Requesens im Namen des Königs eine allgemeine Begnadigung mit der Bedingung anbieten, daß Jeder, welcher beichten, und in den Schooß der Kirche zurückkehren würde, derselben genießen sollte. Selbst den Anhängern der Rebellen sollte sie zu Theil werden, wenn sie innerhalb zwei Monaten Reue bezeugten; auch wurde denen, welche beweisen konnten, daß sie als römisch-katholische Christen gelebt hätten, die Zurückgabe ihrer Güter versprochen.

Der Pabst Gregor der Dreizehnte bestätigte alle diese Zusicherungen, und ließ zugleich ein Jubeljahr verkündigen. Allein weder der geistliche noch der weltliche Ablaß fand in den abtrünnigen Provinzen einen Eingang. Vielmehr befestigten sich die holländischen und seeländischen Städte, welche man durch die lockenden Verheißungen zu gewinnen hoffte, in der neu erworbenen Freiheit, indem ihre Lehrer in eben demselben Jahre, aber ohne erst die Stände um Erlaubniß zu fragen, die erste Versammlung der reformirten Kirchen zu Dordrecht hielten. Auf derselben wurde eine weitläuftige Kirchenordnung aufgesetzt, deren Inhalt jedoch, z. B. die Abschaffung aller Festtage, außer dem Sonntage, das bloße Bespringen bei der Taufe, und die Aufhebung des Orgelspielens in den Kirchen, nicht durchgehends gültig blieb.

Der Statthalter ließ sich durch das Mißlingen seiner bisherigen Schritte nicht abhalten, neue Versuche zu einer gütlichen Ausgleichung zu machen. Er lud die zu Rotterdam versammelten Stände von Holland und Seeland zu einer Friedensunterhandlung ein. Diese übergaben aber seinem Bevollmächtigten, anstatt der Antwort, eine Denkschrift, welche die Bitte enthielt: der König möchte das fremde Kriegsvolk aus dem Lande entfernen, und die Niederlande, mit Zuziehung ihrer Stände, regieren. Diese Denkschrift ward zurückgesandt, der Faden der Unterhandlung zerriß, die Zwietracht schwang von neuem ihre verheerende Fackel, und der Bürgerkrieg wüthete fort. So

unersetzlich war der Verlust des einmal verscherzten Vertrauens!

Da der Statthalter sich genöthigt sah, zu den Waffen zu greifen, so mußte er seine erste Sorge auf die Wiedereroberung der Städte und Provinzen wenden, wo die Feinde Spaniens ihre Seemacht immer weiter ausdehnten. In dieser Hinsicht richtete er seine Aufmerksamkeit zuerst auf Middelburg, der Hauptstadt Seelands, einer Festung, an deren Erhaltung ihm alles gelegen seyn mußte. Die Meergeusen hatten dieselbe sogleich nach der Eroberung Briels berennt, und belagerten sie nunmehr seit einem Jahre mit verstärkter Macht zu Wasser und zu Lande. Verschiedene Versuche der Spanier, die Belagerer zu vertreiben, waren bisher ohne Erfolg geblieben. Ihre Flotten wurden immer mit großem Verluste zurückgeschlagen. Die Meergeusen waren ihnen sowohl an Zahl der Schiffe und Seeleute, als auch überhaupt an Erfahrung im Seewesen weit überlegen. Requesens bot seine ganze Macht auf, um die Stadt noch zu retten, deren Besatzung, bei dem fühlbarsten Mangel an Lebensmitteln, sich nicht mehr lange halten konnte. Zu dem Ende ließ er, gleich im Anfange des 1574sten Jahres, zu Antwerpen eine starke Flotte von dreißig großen und siebenzig kleinen Schiffen ausrüsten, brachte einen großen Vorrath von Lebensmitteln zusammen, und ließ ihn auf vielen Lastschiffen der Stadt zuführen. Dieser Seemacht stellte der Prinz von Oranien vier und sechzig Schiffe entgegen, deren An-

führer

führer die feindliche Flotte am neun und zwanzigsten Januar angriff und mit großem Verlust zur Flucht nöthigte. Eine Menge Schiffe wurden den Siegern zur Beute, oder ein Raub der Flammen, oder scheiterten auf Sandbänken.

In dieser Seeschlacht legten die Seeländer Proben von Muth ab, wie ihn nur die unbegrenzteste Vaterlandsliebe einzuflößen vermag. Ein Kapitain, dessen Schiff von den Feinden geentert und übermannt ward, sprengte dasselbe eigenhändig mit sammt dem daran gehängten feindlichen Schiffe in die Luft. Ein junger Seeländer kletterte mitten im Kampfgewühle an der Hauptraa des spanischen Admiralschiffes empor, riß die Admiralsflagge herab, wickelte sie um den Leib, und kam mit dieser rühmlichen Beute glücklich auf sein Schiff zurück.

Die Besatzung von Middelburg war, nach diesem entscheidenden Seekampfe, nicht im Stande, sich länger zu halten. Die Uebergabe erfolgte am achtzehnten Februar unter anständigen Bedingungen. Der Prinz von Oranien bewilligte dem tapfern Kommandanten mit seinen Truppen, der Geistlichkeit und den Bürgern, die mit ihm ziehen wollten, einen freien Abzug, Schiffe zur Ueberfahrt und eine Bedeckung bis nach Flandern. Die Spanier hatten binnen zwei Jhren nicht weniger als sieben Millionen aufgewendet, um diesen wichtigen Platz zu behaupten, mit dem ganz Seeland verloren ging; denn Ramekens, der einzige haltbare Platz an den Küsten, den die Spanier noch inne hatten, mußte sich nicht lange hernach eben-

falls ergeben. Den Seeländern wuchs durch diese gelungenen Unternehmungen der Muth und das Vertrauen auf ihre Uebermacht in dem Grade, daß sie nun alles wagen zu können glaubten. In beständiger Thätigkeit setzten sie den spanischen Flaggen überall nach, und erhielten einen Vortheil nach dem andern über einen Feind, dessen Muth in gleichem Grade gesunken war. Täglich sah man Meergeusen auf leichten glatten Schiffen von Vließingen aus, längs den Küsten hin segeln. Durch ihre öftern Landungen wurde die ganze Gegend in Schrecken gesetzt. Sie drangen oft tief in's Land hinein, und verwüsteten von Brügge bis Gent eine Menge Dörfer und Marktflecken. Alles, was Beute versprach, und sich ohne Schutzwehr befand, wurde das Opfer ihrer Raubgier und Wuth.

Alle Barbareien und Grausamkeiten, welche die Meergeusen verübten, vergalten die spanischen Soldaten in reichem Maaße, wo sie den Meister spielten. Wie losgelassene Tiger fielen sie über die wehrlosen Einwohner her, und begingen Frevel, vor denen die Menschheit zurückschauert. Sie plünderten und verbrannten Städte und Dörfer, spotteten der bürgerlichen Obrigkeit, und ihrer Ermahnungen; ermordeten unter dem wilden Geschrei: „Espagna! Espagna!" an mehreren Orten wehrlose Bürger bei der unbedeutendsten Veranlassung; schändeten Weiber und Mädchen, und zwangen die Gatten und Väter, Zeugen ihrer Schmach zu seyn. Unreife Mädchen wurden oft auf eine so brutale Art mißhandelt, daß sie unten den Hän-

den der Barbaren starben. Schwangern ward der Leib aufgeschnitten, und die Frucht herausgerissen; die Männer wurden lebendig geschunden, und ihre Haut über die Trommeln gespannt, oder man marterte sie langsam, mit Feuerbränden und glühenden Zangen, zu Tode. Nur zuweilen glückte es dem Oberstatthalter Requesens, diesen Unmenschlichkeiten zu steuern, weil es ihm an Mitteln fehlte, den Truppen den rückständigen Sold zu bezahlen, den sie mit Ungestüm und unter tobendem Geschrei forderten. Vergeblich unterstützten ihn die Staaten und verschiedene ansehnliche Städte, welche, aus persönlicher Hochachtung für ihn, ihr möglichstes thaten, ihm aus dem Gedränge zu helfen. Alle Kassen waren zu sehr erschöpft, und der geringe Vorschuß, den er von ihnen erhielt, reichte nicht hin, um die ungeheuern Rückstände zu bezahlen, welche die Truppen zu fordern hatten. Ihm selbst war aber auch die Dürftigkeit dieser Provinzen zu gut bekannt, als daß er ihre Entschuldigungen hätte für leere Ausflüchte halten können. Er war daher zufrieden, daß er den Mißvergnügten wenigstens etwas auf Abschlag bezahlen, und sie durch Versprechungen wieder unter seine Fahne sammeln konnte. In dieser Absicht ließ er sein eigenes Silbergeschirr zu Geld machen, und gab manchmal aus seinem Beutel den letzten Pfennig her.

Die mißliche Lage, in der sich der Oberstatthalter befand, blieb dem Prinzen von Oranien nicht verborgen, und er suchte sie sich bestens zu Nutze zu machen. Er drang in Geldern ein, und

trieb seine Eroberungen immer weiter. Sein Bruder Ludwig hatte vom französischen Hofe einige Mannschaft und einen Geldbeitrag von hundert tausend Gulden erhalten. Mit Hülfe dieser Unterstützung brachte er in Deutschland ein Heer von sechs tausend Mann zu Fuß und drei tausend zu Pferd zusammen, und rückte mit denselben gegen Mastricht vor. Zu gleicher Zeit begab sich auch, von Seeland aus, der Prinz von Oranien auf den Marsch, um sich bei Nimewegen mit seinem Bruder zu vereinigen, und mit vereinigter Macht diesen Platz einzuschließen.

Der Oberstatthalter Requesens, dem es eben damals gelungen war, die aufrühreriſchen Spanier durch Geld und Versprechungen zu besänftigen, strengte alle seine Kräfte an, um die Plane seiner Gegner zu vereiteln. Um ihnen eine hinlängliche Macht entgegen zu setzen, rief er alle spanischen Kriegsvölker aus Holland, Friesland und Geldern zurück, und versammelte sie unter ein Haupt, damit sie nicht in einzelnen Gefechten aufgerieben werden möchten. So zog er nach Geldern, dem Feinde entgegen. Beide Heere marschirten, an beiden Ufern der Maas, einander zur Seite, bis endlich die Spanier unversehens bei Graave über den Fluß setzten, und sich auf der Markerheide, unweit Nimewegen in Schlachtordnung stellten. Der entscheidende Kampf erfolgte am vierzehnten April, noch ehe der Prinz von Oranien im Stande war, sich mit seinem Bruder, der getroffenen Uebereinkunft gemäß, zu vereinigen. Die

Spanier trieben, nach einigen wiederholten Angriffen, die Fußvölker des Grafen Ludwig in die Flucht. Vergebens bemühte er sich, sie wieder in's Gefecht zu bringen, weil sie wegen nicht bezahlten Soldes mißmuthig und aufrührerisch waren. Er machte zwar mit einer Abtheilung seiner Reiterei einen neuen tapfern und nicht unglücklichen Angriff auf die Feinde; aber weil er von dem Fußvolke nicht unterstützt wurde, mußte er weichen, und seine Rettung in der Flucht suchen. Die Spanier setzten den Fliehenden nach, eroberten das feindliche Lager, und hieben ohne Schonung alles nieder, Kriegsleute, Marketender, Jungen und was noch sonst zum Troß des Heeres gehörte.

Den größten Antheil an diesem Siege hatte die spanische Reiterei. Um die Schande ihrer Meuterei zu tilgen, und den durch sie erlittenen Schaden zu vergüten, schienen die Spanier ihren Eifer zu verdoppeln, und thaten Wunder der Tapferkeit. Auch war die weite Heide, worauf sich ihre ganze Thätigkeit so bequem entwickeln konnte, ihrem eben so unbegrenzten Muthe besonders günstig. Das feindliche Heer ward gänzlich zerstreut. Haufenweise fielen die Flüchtlinge unter den Schwerdtern der verfolgenden spanischen Reiterei. Viele derselben verkrochen sich in Sümpfe und Gebüsche, und kamen darin um, oder wurden von den Verfolgern aufgesucht, nieder gehauen oder verbrannt. Selbst der Graf Ludwig, sein Bruder Heinrich und der Pfalzgraf Christoph, ein Sohn des Kurfürsten Friedrichs des Dritten von

der Pfalz, verloren in dieser unglücklichen Schlacht ihr Leben*). Der Tod des Grafen Ludwig verursachte den Anhängern der Sache, für die er gekämpft hatte, den größten Schmerz. Er war kriegerisch und tapfer, zu kühnen Unternehmungen immer bereit, freigebig, freundlich, gesprächig, und deswegen bei den Soldaten sehr beliebt. Was man an ihm tadeln konnte, bestand darin, daß er dem Glücke zu viel traute, welches ihm oft treulos den Rücken zuwandte.

Die Folgen dieses wichtigen Sieges waren für die Spanier weder so günstig, noch für ihre Gegner so nachtheilig, als man erwartet hatte. Der Geist des Aufruhrs ging jetzt von den Ueberwundenen, welche dadurch die Schlacht verloren hatten, zu den Ueberwindern über, die dadurch die

*) Die Todesart dieser drei Prinzen ist unbekannt geblieben, und nie hat man ihre Leichname gefunden. Viele vermuthen daher, daß sie während des Handgemenges von den Pferden getreten, oder in einen Sumpf gesenkt worden sind. Eine andere Nachricht sagt, Graf Ludwig sey in der Schlacht am Arme verwundet worden, und habe sich darauf nebst noch zwei andern vornehmen Kriegsleuten in ein Bauernhaus begeben, welches von den Spaniern angezündet, und mit allen, die darin gewesen, in Asche verwandelt worden sey. Noch Andere erzählen, der Graf habe unter den Todten schwer verwundet auf der Wahlstatt gelegen; nach der Schlacht habe er sich wieder erholt und sey glücklich bis an die Maas gekommen, dort aber habe ihn, als er eben seine Wunden ausgewaschen, eine Rotte räuberischer Bauern überfallen und unerkannt ermordet.

Früchte des Sieges einbüßten. Die spanischen Soldaten forderten von neuem mit dem größten Ungestüm ihren rückständigen Sold, welches sie gewöhnlich nach einem Gefechte, so wie die Deutschen vor demselben, zu thun pflegten. Da man sie nicht zu befriedigen im Stande war, so empörten sie sich öffentlich gegen ihren Feldherrn, verließen ihre Fahnen, und zogen in großen Rotten nach Antwerpen, wo sie von der Besatzung auf der Burg mit Freuden aufgenommen wurden. Mit diesen vereinigt, wählten sie sich einen Obersten, schwuren ihm den Eid der Treue, und stießen die schrecklichsten Drohungen gegen diejenigen aus, welche sich ihnen widersetzen würden.

Ganz Antwerpen gerieth in Schrecken bei der Erscheinung so gefährlicher Gäste. Mit Entsetzen sahen die Einwohner diese furchtbaren Banden, welche die Fesseln des Gehorsams und der Kriegszucht abgeworfen hatten und kein anderes Gesetz erkannten als ihren Willen, plötzlich in ihrer Mitte. Viele ergriffen mit ihren Familien die Flucht, und jeder rechtliche Mann zitterte für das Schicksal der Stadt. Rottenweise vertheilten sich die Rebellen in die Wohnungen der reichsten Bürger, wo sie sich auf das köstlichste bewirthen ließen. Während der Nacht durchschwärmten sie mit wildem Geschrei und lautem Getümmel die Straßen. Sie schossen ihre Feuerröhre ab, stürmten gegen die Hauspforten, rissen an den Thürklingeln und erhoben einen so schrecklichen Lärm, daß die zitternden Einwohner einem jammervollen Schicksale

entgegen sahen. Viele Schwangere wurden unzeitig entbunden, andere tödtete der heftige Schreck, mehrere Einwohner folgten mit Weib und Kind ihren schon entflohenen Mitbürgern. Erst nach sieben und vierzig Tagen gelang es dem Statthalter Requesens mit vieler Mühe, die Ruhe wieder herzustellen, und die Rebellen zu ihrer Pflicht zurückzubringen. Die Bürgerschaft schoß zur Befriedigung derselben viermal hundert tausend Gulden her, und was noch fehlte, wurde mit Waaren, besonders Tüchern und Seidenzeugen, bezahlt. Der Statthalter ertheilte hierauf den Rebellen im Namen des Königs eine allgemeine Amnestie, und der Tag der Ausführung ward durch eine feierliche Messe und ein glänzendes Fest verherrlichet.

24.

Belagerung von Leiden. Bewundernswürdige Vertheidigung und außerordentliche Rettung der Stadt.

Sobald der Statthalter den Aufruhr unter seinen Truppen gestillt, und sich ihrer Treue versichert hatte, unternahm er die Belagerung von Leiden, einer Stadt, welche durch ihre Lage im Mittelpunkte Hollands für einen der wichtigsten Plätze galt, und durch die Festigkeit ihrer Mauern der feindlichen Waffengewalt lange zu trotzen vermochte. Willig unterwarfen sich jetzt die vor Kurzem so zügellosen spanischen Truppen den strengsten Forderungen der Disciplin, und boten alle ihre Kräfte auf, um sich durch Erfüllung ihrer Pflichten auszuzeichnen.

Der spanische General Francesco Valdes, welcher das Belagerungsheer befehligte, ließ nach und nach zwei und sechzig Schanzen rund um die Stadt her aufwerfen, und schloß sie so enge ein, daß es schlechterdings unmöglich war, irgend einige Unterstützung oder Lebensmittel hineinzubringen. Beides wäre aber um so nöthiger gewesen, da die Stadt keine militairische Besatzung hatte, und fast gar nicht verproviantirt war. Die Einwohner mußten daher selbst zu ihrer Vertheidigung die Waffen ergreifen, und sie thaten dieß mit einem Muth, einer Entschlossenheit und Ausdauer, die Erstaunen erregt. Die Verzweiflung härtete sie zur Erduldung der äußersten Noth ab, und wirkte Thaten, worüber sie selbst erstaunten. Außer dem Feuer und Schwerdt der Belagerer hatten die Einwohner in Kurzem mit einem Feind zu kämpfen, der ihnen die größten Qualen verursachte. Der Mangel an Lebensmitteln war so fühlbar, daß Pferdefleisch mit vielem Gelde bezahlt wurde, indeß das gemeine Volk Häute und Leder aufweichte, und daran seinen Hunger stillte. Umsonst machten die Nachbarn alle möglichen Versuche, ihren bedrängten Brüdern Lebensmittel zuzuführen. Weder List noch Gewalt vermochte etwas wider einen so wachsamen Feind, der die Stadt von allen Seiten her auf's festeste umschlossen hielt.

Da die Belagerung sich verzögerte, und der spanische Feldherr sah, daß alle seine Unternehmungen an der Entschlossenheit und dem Heldenmuthe der Bürger scheiterten, so suchte er sie durch

lockende Versprechungen zur Uebergabe zu bewegen. Er verhieß ihnen im Namen Sr. katholischen Majestät Sicherheit des Lebens und Eigenthums, und das Vorrecht, keine spanische Besatzung einnehmen zu dürfen, wenn sie freiwillig die Thore öffneten. Allein den Leidenern schwebten die Beispiele von Naarden und Harlem wie Schreckbilder vor Augen, und warnten sie, den Versprechungen eines Feindes nicht zu trauen, der den verabscheuungswürdigen Grundsatz hatte, daß man Ketzern und Rebellen keine Treue schuldig sey. Auf die wiederholten Aufforderungen, sich zu ergeben, antworteten sie: „Wir wissen wohl, daß die Spanier die Absicht haben, uns durch Hunger zu zwingen; aber unsere Feinde werden sich vergebens darauf Rechnung machen, so lange man noch in der Stadt eine Kuh blöken und einen Hund bellen hört. Wenn uns endlich auch diese und alles andere zum Unterhalte des Lebens fehlen sollten, so bleibt uns doch noch der linke Arm übrig, den wir verzehren können, während wir mit dem rechten unsere Tyrannen zu Boden schlagen und zermalmen. Endlich, wenn uns gar nichts mehr übrig seyn sollte, wollen wir uns lieber entschließen, vor Hunger zu sterben, als einem so grausamen Feinde in die Hände zu fallen. Das sind die Gesinnungen, die uns das barbarische Verfahren gegen die Einwohner dieser unglücklichen Provinzen einflößt. Mit einem Worte, wir sind entschlossen, uns, unsere Weiber, unsere Kinder und unsere Stadt eher zu Asche zu verbrennen, als uns zu ergeben, auf was für Bedingun-

gen es auch seyn sollte." Selbst die Frauen und Mädchen äußerten den festen Entschluß, lieber zu sterben, als der viehischen Begierde spanischer Soldaten zum Opfer zu werden. Als einige Bürger, von wüthendem Hunger getrieben, den Bürgermeister der Stadt mit der Forderung bestürmten, entweder die Thore zu öffnen, oder ihnen Lebensmittel zu verschaffen, reichte er ihnen seinen Degen dar, mit der Aufforderung, ihn in Stücken zu hauen und sein Fleisch zu verzehren. Dieser Heldenmuth des Oberhauptes belebte den Enthusiasmus der Bürger von neuem, und Alle gelobten, sich lieber unter den Ruinen ihrer Stadt zu begraben, als einem barbarischen Feinde in die Hände zu fallen.

Zwei Monate hatte die Belagerung gedauert, und der Prinz von Oranien war nicht im Stande, die Stadt zu entsetzen. Die Hungersnoth stieg jetzt allmählig zu einer schauderhaften Höhe; mehr als sechs tausend Einwohner wurden ein Opfer der ansteckenden Krankheiten und Seuchen, welche der Genuß der ekelhaftesten Nahrungsmittel erzeugte. Schon seit vielen Wochen hatte man kein Brod mehr gehabt; nur die Kindbetterinnen erhielten täglich ein halbes Pfund Zwieback. Pferde- und Katzenfleisch waren Leckerbissen, welche man nur zuweilen auf den Tafeln der Reichen sah. Viele vornehme Frauenzimmer schlachteten ihre Lieblingshunde und verzehrten sie. Die Aermeren nährten sich von Baumblättern und zerschnittenen Häuten, schöpften das geronnene Blut aus den

Gassen und verschlangen es; oder wühlten alte Knochen aus den Misthaufen und nagten daran. Statt des Biers ward ein Getränk aus Haberhülsen oder verdorbenen Trebern mit Wermuth genossen, oder man trank Wasser mit Essig vermischt. Die Kinder kamen vor Mangel um, und Säuglinge verschmachteten an den leeren Brüsten der Mütter. Oft fand man Mutter und Kind entseelt. Fünfzehn arme Leute, die man auf ihre Bitte aus der Stadt gehen ließ, um dem Hungertode, welcher ihrer wartete, zu entfliehen, wurden von den Spaniern nackend in ihren jammervollen Kerker zurückgejagt. Diejenigen, welche der Hunger nicht aufrieb, hatten kaum Kräfte genug, die Leichname der Verstorbenen zu beerdigen. Einst sah man einen todten Körper, der in der Gasse gefunden wurde, aufrecht vor die Wohnung des Bürgermeisters hingestellt, gleichsam um den Besitzer des Hauses durch dieses Schreckbild zur Beendigung des allgemeinen Elendes aufzufordern. Auch die Sicherheit der Stadt litt unter diesen Umständen. Posten, die zuvor mit zehn Mann besetzt wurden, konnten jetzt kaum noch die Hälfte dieser Mannschaft erhalten, und wenn die Wachehabenden am Morgen abgelöst wurden und in ihre Wohnungen zurückkehrten, fanden sie nicht selten Weib und Kinder todt.

In dieser äußersten Bedrängniß, und in Ermanglung aller äußern Unterstützung, wurde ein Entschluß gefaßt, den nur die höchste Verzweiflung und der Abscheu vor solchen Wüthrichen entschul-

digen konnte, als die Spanier waren. Es wurde, mit Bewilligung der Stände von Holland, beschlossen, die Belagerer, die man mit den Waffen nicht zum Abzuge zwingen konnte, mittelst Oeffnung der Schleusen und Durchstechung der Dämme zu vertreiben, oder sie in den Wellen der Nordsee zu begraben. Diese Unternehmung war nicht nur verzweiflungsvoll, sondern auch sehr mißlich, weil man bis auf sieben Tonnen Goldes an Dämmen, Meierhöfen und Feldfrüchten verloren geben mußte, ohne eines glücklichen Erfolges, der von Wind und Wetter abhing, versichert zu seyn. Man wagte es indessen, und brachte in Holland und Seeland eine mit Lebensmitteln reichlich versehene Flotte zusammen. Mit dem Anfange des Septembers kamen die seeländischen Schiffe nach Rotterdam, um sich hier mit den holländischen zu vereinigen. Die seeländischen Schiffleute sahen schrecklich aus. Einige hatten einen Arm, andere einen Fuß oder ein Bein verloren, und gingen auf einem hölzernen. Viele trugen andere furchtbare Merkmale der Gefechte, worin sie gewesen waren, an sich. Man sah halbe Monde auf ihren Hüten, mit der Aufschrift: „Lieber Türkisch, als Papistisch!"

Als die Dämme an verschiedenen Orten zugleich geöffnet wurden, wälzten sich die Fluthen von allen Seiten her, und überschwemmten in kurzer Zeit die umliegenden Felder. Zwar stieg das Gewässer anfangs höher nicht, als es zur Abwendung der Hungersnoth unumgänglich nöthig war. Ganze Flotten von kleinen Proviantschiffen segel-

ten von nachbarlichen Städten auf dieser künstlichen See zu der ausgehungerten Stadt hin. Endlich drang das Meer mit einem heftigen Winde, der sich um die Zeit der Fluth aus Nordwest erhob, mit solcher Gewalt in das Land ein, daß in kurzer Zeit rund umher, auf zehn deutsche Meilen weit, alles tief unter Wasser stand. Dieß war nun freilich eine Verwüstung, wovon man sich die schrecklichen Folgen auf lange Jahre leicht vorstellen konnte. Allein der gegenwärtige Vortheil, den man dadurch über einen barbarischen Feind erhielt, überwog Alles, was eine ganze Provinz darunter leiden mochte. Der Ungestüm der Fluthen riß alle Verschanzungen mit sich fort, und überströmte plötzlich das ganze feindliche Lager. Es war ein Anblick, der in Erstaunen setzte, wenn man an der einen Seite die Leute auf dem Lande, von ihren Familien und Heerden begleitet, sich vor einem so furchtbaren Elemente in Sicherheit begeben, auf der andern aber die Spanier, die kurz vorher die Stadt in der Nähe belagerten, jetzt selbst vom Wasser, in ihren eigenen Verschanzungen belagert sah.

Die Freude war ohne Grenzen, als am dritten October 1574, Morgens um acht Uhr, die rettende seeländische Flotte vor der Stadt die Anker warf. „Leiden ist gerettet! Leiden ist frei!" so schallte es durch die ganze Stadt, und dieser frohe Ausruf trieb, wie eine Stimme vom Himmel, die Halbtodten aus ihrem lange verschlossenem Grabe hervor. Alles, was nur noch Kraft sich zu bewe-

gen hat, wankt heraus, die Retter zu sehen und zu bewillkommen. Bald sind die Ufer des Kanals und der Vlietbrücke mit einer dichten Menschenmasse von jedem Alter und Geschlecht bedeckt. Von wüthendem Hunger gefoltert strecken die Elenden ihre Hände aus, um Brod, Heringe und andere Eßwaaren aufzufangen, welche ihnen die Bootsleute von den Schiffen zuwerfen. Die stärksten und schnellsten springen bis über die Brust in's Wasser und schwimmen bis an den Bord der Schiffe, um desto früher etwas zu erhaschen. Aber Einige, welche die Speisen zu begierig und reichlich einschluckten, fanden darin, was ihnen das Leben erhalten sollte, ihren Tod; weswegen die Obrigkeit ein gewisses Maaß bei dem Essen und Trinken vorschrieb.

Die Spanier hatten indessen auf's schleunigste alle ihre Posten verlassen, und sich, mit Hinterlassung ihres Geschützes und Gepäckes, zu retten gesucht. Man unterließ nicht, sie zu verfolgen. Es ersoffen sehr viele in den Fluthen; eine gute Anzahl kam durch die Hände der Feinde um, die sie mit Haken zurückzogen. Der Haß der Niederländer gegen ihre barbarischen Unterdrücker artete in eine so fanatische Wuth aus, daß ein Matrose einem verwundeten Spanier das Herz ausriß, hineinbiß, und es mit den Worten: „es ist bitter!" einem Hunde vorwarf. Ein spanischer Feldwebel, den ein Matrose aufgefangen hatte, wurde in eine Barke geworfen. Man hielt ihn anfangs für todt; bald aber erfuhr man das Irrige dieser Meinung.

Er paßte den Augenblick ab, wo die Matrosen nur mit ihren Haken beschäftiget waren. Plötzlich fuhr er auf, griff die Leute in der Barke beherzt an, stach mit seiner Lanze, die man ihm gelassen hatte, drei Mann todt, zwang die andern, sich in's Wasser zu stürzen, und kam mit der Barke und mit allem, was darauf war, triumphirend zu seinen Kameraden zurück.

Der Prinz von Oranien, welcher während der Belagerung eine fast tödtliche Krankheit ausgestanden, jetzt aber sich einigermaßen wieder erholt hatte, kam nach Leiden und machte daselbst einige Einrichtungen, wie er sie unter den gegenwärtigen Umständen für nöthig erachtete. Um die unerschütterliche Standhaftigkeit der Bürger zu belohnen, überließen ihnen die Stände von Holland die Wahl, ob sie auf etliche Jahre von Zöllen befreit, oder lieber eine hohe Schule in ihrer Stadt angelegt wissen wollten. Sie wählten das letztere: vermuthlich, weil sie den Mangel einer Pflanzschule für Lehrer und Prediger, auch zu andern höhern Aemtern fähiger Gelehrten empfindlich fühlten. Denn überhaupt gab es damals in der ganzen reformirten Kirche nur die einzige Universität zu Genf. Am sechsten Januar des Jahres 1575 wurde daher die Erlaubniß, eine hohe Schule in Leiden anzulegen, ausgefertiget, die auch bereits im folgenden Monate gegründet wurde. Aus mehreren Ländern, besonders aus Deutschland, wurden gelehrte Männer berufen, um Lehrämter zu übernehmen. Die neuerrichtete Hochschule wurde eine

treu-

treue Pflegerin der wissenschaftlichen Kultur, und behauptet ihren wohlbegründeten Ruhm noch in unsern Tagen.

Das Andenken an die, in der niederländischen Geschichte so merkwürdige Belagerung und Befreiung der Stadt Leiden wurde in den folgenden Zeiten jedes Jahr am dritten October, als dem Tage der Rettung, feierlich begangen. Man prägte zum Andenken derselben viele Münzen. Einige stellen, mit Hinsicht auf die alttestamentliche jüdische Geschichte, einen Würgengel vor, wie er durch seinen plötzlichen Ueberfall, Tod und Schrecken unter dem ganzen spanischen Heere verbreitet.

Die Folgen der Befreiung Leidens waren für die Niederländer eben so erfreulich, als für die Spanier betrübend. Der Entsatz der belagerten Stadt entschied das Schicksal von ganz Holland. Alle festen Plätze dieser Provinz verjagten nach und nach die spanischen Besatzungen, und in Kurzem waren es Amsterdam und Schornhoven allein, welche ihren Befehlen gehorchten. Das Unglück der Spanier ward überdieß durch einen neuen Aufstand der Soldaten vergrößert. Man hatte ihnen, statt der Bezahlung des rückständigen Soldes, die Plünderung der Stadt Leiden versprochen. Da dieses Versprechen durch den Entsatz der Stadt vereitelt wurde, so fingen sie, gleich wilden Thieren, die sich ihrer Ketten entlediget haben, zu toben an. Ihre Wuth traf zunächst ihren Anführer, dem sie Schuld gaben, daß er, durch Bestechung gewonnen, den bereits beschlossenen Sturm unterlassen

habe. Gleich einem Bösewicht, der stündlich sein Todesurtheil erwartet, schleppten sie ihn, an Stricken gebunden, mit sich umher, und erwählten indessen einen Anführer aus ihrer eigenen Mitte. Ihr Zug ging nach Utrecht, wo sie sich, wie sie drohten, mit dem Säbel in der Faust bezahlt machen wollten. Wo sie durchzogen, verübten sie, als privilegirte Straßenräuber, alle Arten von Ausschweifungen. Ihre Drohungen wirkten so kräftig, daß man schleunigst auf Mittel denken mußte, sie zu befriedigen. Man brachte eine ansehnliche Summe zusammen, die auf Abschlag unter sie ausgetheilt wurde. Sobald sie diese empfangen hatten, kehrten sie zu ihrer Pflicht zurück, und bezogen in der Gegend von Mastricht die Winterquartiere.

Ungefähr um diese Zeit entdeckte man eine Verschwörung der Einwohner zu Antwerpen, welche die Stadt den Verbündeten übergeben wollten. Requesens ließ einige spanische Regimentern an eben dem Tage in die Stadt einrücken, an welchem das Project ausgeführt werden sollte. Außerdem erhob sich auch in der Nacht vorher ein so gewaltiger Sturm, daß die Verbündeten, aller angewendeten Mühe ungeachtet, mit ihrer Flotte nicht bis nach Antwerpen kommen konnten. Die Truppen zerstreuten sich demnach wieder, die man schon in die Stadt geworfen hatte. Verschiedene von den Verschwornen wurden in Verhaft genommen und bestraft; Andere retteten sich durch die Flucht.

(Fortsetzung folgt im nächsten Bändchen.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Vorzeit, dargestellt in historischen Gemälden, Erzählungen etc Zur Belehrung und Unterhaltung

Bd.: 3. (1828). - S. 129 - 240 : 1 Ill.

Ulm 1828

H.misc. 352 g-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739641-7